II. Hauptteil.

Historisch erweisbare Änderungen im Vegetationsbild unseres Gebiets.

I. Die Umschaffung von Waldland in freies Kulturland.

1. Vorbemerkungen; Art und Unterschied der Quellen.

Mit einer Geschichte der Rodungen würde man zugleich die Geschichte der gründlichsten und aufdringlichsten Umformung unseres Landschaftsbildes gegeben haben. Es sei also hier versucht, die vielen zerstreuten Nachrichten, wie sie darüber vorliegen, zusammenfassend zu ordnen. Zuvor sei noch gestattet, einige unerlässliche Bemerkungen über die älteste Besiedlung in unserem Gebiete und über Art und Unterschied der zu Gebote stehenden Quellen einzuschieben.

Die ältesten Siedelungen und mit ihnen die ältesten Rodungen im Bereiche des nachmaligen Hochstifts Bamberg urkundlich oder sonst sicher beglaubigt nachweisen zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen. Die Urzeit, die Epoche der Völkerwanderung, ja noch die ältere Geschichte der Franken unter den Merowingern haben ausser unzureichenden Grab- und Einzelfunden keine sicheren Spuren am oberen Main und der unteren Regnitz hinterlassen. Nicht einmal die Reihenfolge der Bevölkerungsschichten, wie man sie sich gerne ausmalt in Kelten, germanischen Markomannen, Naristen, Alamannen, Thüringern, Slaven und Franken ist eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bestimmt festgestellte und einwandsfreie. Wir müssen uns bescheiden in der Annahme, dass eine einigermassen geordnete und intensivere Besiedlung unseres Gebietes frühestens in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts nach Chr. begann. Man hat sich gewöhnt, diese Kulturfortschritte mit dem Namen der Slaven in Zusammenhang zu bringen und stellt sich den Gang der Dinge etwa so vor, dass kriegerische Scharen heidnischer Slaven, häufig verstärkt durch Zuzüge von Landsleuten aus den Flussgebieten der oberen Elbe, der Eger und Saale die dünn bevölkerten weitgedehnten Waldgebiete zwischen dem Fichtelgebirg und dem Maindreieck, vom Frankenwald und den Hassbergen bis zur oberen Regnitz überzogen, besiedelten und gegen die vordringende Frankenherrschaft verteidigten. Hiebei ist scharf zu betonen, dass das unstete Heranfluten und Zurückwogen dieser slavischen Völkerwellen zeitlich nicht fest zu bestimmen ist. Ist man doch noch nicht einmal im klaren über die Frage, ob die Slaven etwa schon die östlichen Nachbarn der alamannischen Siedler am mittleren Main waren, also den Franken in den Anfängen ihrer Herrschaft entgegentraten, oder ob der Ansturm der verhassten Erbfeinde aus dem Osten die schon eingesetzte und einigermassen erstarkte Frankenherrschaft traf und bedrohte. Erweisliche Thatsache aber ist, dass wir das sesshafte Dasein der Slaven zwischen Main und Aisch, im Mainthal aufwärts und abwärts von der Regnitzmündung urkundlich bezeugt finden frühestens in der Zeit Karl Martells. Und zwar handelt es sich damals schon nicht mehr um eine heidnische, freie Slavenbevölkerung, sondern um Hintersassen fränkischer Herren, die wenigstens äusserlich das Christentum angenommen hatten. Die einzelnen Phasen des grossen Kampfes zwischen Slaven und Franken, die dieses Endergebnis herbeiführten, entziehen sich leider gleichfalls genauerer historischer Kenntnis. Einzelne karolingische Urkunden für Würzburg und Fulda und einige Bestimmungen der Kapitularien unter Karl d. Gr., wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie seit etwa 170 Jahren öfter gedruckt vorliegen, nennen uns die Namen der ältesten Siedelungen unseres Gebietes im Mainthal und an den Abhängen des Steigerwalds gelegen, nicht selten mit dem ausdrücklichen Beisatz „in Slavis, in pago Slavorum, ubi Slavi — ubi Vinidi habitant.“ Aber vergeblich suchen wir nach einem urkundlichen Beleg, der uns speziell von Slaven vorgenommene Waldrodungen bezeugte und uns sozusagen die Slaven in der Rodarbeit selbst belauschen liesse. So müssen wir uns also darauf beschränken, die urkundlichen Spuren slavischen Volkstums im Volkfeld und Radenzgau von der Mitte des 8. Jahrhunderts bis zu den bekannten Synodalbeschlüssen des Bischofs Günther von Bamberg, die im Jahre 1059 gegen slavische Glaubensschwäche und Unbotmässigkeit eifern, zu verfolgen, höchstens vielleicht noch unter Bischof Otto dem Heiligen die letzten Zuckungen slavischen Heidentums zu konstatieren. Spätestens um die Mitte des 12. Jahrhunderts ist der Germanisierungsprozess an den Slaven vollendet und zwar mit eindringendster Gründlichkeit bis zum völligen Verschwinden slavischen Wesens aus dem ganzen öffentlichen und den allermeisten Teilen des privaten Lebens. Niemand aber wird die Verdienste des rührigen und anstelligen, mit einzelnen Teilen des Ackerbaus und der Landwirtschaft längst wohlvertrauten Volkes [1]) um Kultivierung des rauhen Waldlandes in Abrede stellen wollen, doch wird man besonnener Weise zwei Perioden slavischer Rodungen unterscheiden müssen: Eine ältere, vom Eindringen der Slaven an bis zu ihrer Unterwerfung unter die Frankenherrschaft, die Zeit der ersten Siedelungen, der Gründungsrodungen, ausgeführt von freien, heidnischen Slaven und eine zweite jüngere Periode, etwa vom Beginn des 8. Jahrhunderts an bis in die ersten Jahrzehnte des neugegründeten Bistums Bamberg, die Zeit der ersten Erweiterungsrodungen, angewiesen und be-

1) Siehe Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II, 36.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

messen von den fränkischen Gebietern auf den Königshöfen und Edelsitzen, ausgeführt von christianisierten Unterthanen slavischer Nationalität.

Erst mit der Gründung des Bistums, also mit dem Beginne des 11. Jahrhunderts fliessen unsere Nachrichten über Kultivierungsarbeiten in den Gegenden um Obermain und Regnitz reichlicher. Doch müssen wir dabei verschiedene Gruppen auseinanderhalten, die sich zeitlich und inhaltlich scheiden. Eine erste Gruppe von urkundlichen Belegen, besonders im 1. Jahrhundert des Bistums berichtet von Zwisten, die über bestimmte Abgaben von einem oder dem andern Neubruchland, die sogenannte Decima novalium, Neureutzehnt, Reutzehnt, entstanden und zu begleichen waren. Dies lässt also wohl den sicheren Schluss auf Rodungen im allgemeinen zu, gibt aber nichts näheres an über Zeit, Ort, Veranlassung und Ausführung der Rodungsarbeiten.

Die zweite Gruppe der Beweisstellen, vorzugsweise Urkunden des 12. Jahrhunderts entnommen, bezeichnet dagegen genau die einzelnen Bezirke und Örtlichkeiten des Bistums, wo die Rodungen vorgenommen werden und nennt die an der Arbeit beteiligten Kräfte. Es ist das 12. Jahrhundert die Zeit der Massenrodungen im Bambergischen. Der hauptsächlich durch Bischof Otto den Heiligen herbeigeführte wirtschaftliche Aufschwung des Landes stellt sich grosse Aufgaben und nimmt bedeutende Flächen zur Rodung in Angriff wie z. B. den Frankenwald und den Steigerwald um Ebrach. Die Klöster übernehmen den weitaus grössten Teil dieser Kulturarbeiten.

Eine dritte Abteilung unserer Nachrichten entstammt der zweiten Hälfte des 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die erste Hälfte aber des 13. Jahrhunderts, eine Zeit wirtschaftlichen Niedergangs ist auffallend arm an zuverlässigen Nachrichten über Fortschritte der Landeskultur. Die Quellen des Zeitraums von 1250—1350 gewähren wieder ein anderes Bild von den Rodungen im heimischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gebiet als die des 12. Jahrhunderts. Die Zeit der planvoll grossartigen Rodungen ist vorbei. An die Stelle der Massenrodungen treten sozusagen Einzel- und Ergänzungsrodungen. Die Klöster stehen dabei nicht mehr so ausschliesslich im Vordergrund. Bürger der Hauptstadt Bamberg, bäuerliche Hintersassen der Stifte sind auf eigene Faust eifrig mitbeteiligt an der Arbeit.

Dieser Zeitraum schliesst ab mit einem für unsere Frage hochwichtigen Dokumente, dem sogenannten codex Fridericianus, dem Rechts- und Salbuch des Bamberger Fürstbischofs Friedrich von Hohenlohe. Man hat darunter eine lateinisch geschriebene Aufzeichnung sämtlicher weltlichen Rechte, Besitzungen und Einkünfte des Bischofs von Bamberg zu verstehen, die auf Befehl des obengenannten Friedrich von Hohenlohe 1346 begonnen und der Hauptsache nach im Jahre 1348 abgeschlossen wurde. Doch finden sich einzelne Nachträge bis in die 60er Jahre des 14. Jahrhunderts. Die wertvolle Quellschrift ist von Constantin Höfler 1852 im 14. Bericht des historischen Vereins zu Bamberg sorgfältig herausgegeben worden. Nur sind in der Ausgabe Höflers die späteren Nachträge nicht kenntlich gemacht, so das immerhin einige Vorsicht bei der Benutzung am Platze ist. Der codex Fridericianus nun (kurz zitiert als cod. Frid.) enthält eine Fülle von interessanten Nachrichten über schon vollendete, eben angelegte und noch im Gange befindliche Rodungen im Bamberger Gebiet. Eine Menge von Örtlichkeiten im Hochstift sind genannt als Punkte, wo Rodungen vorgenommen wurden oder um die Zeit der Niederschrift der Angaben, circa 1350, noch in der Anlage begriffen sind. Adelige, Bauern, Klöster, Bürger der Hauptstadt wie der Landstädtchen wetteifern im Ausroden des noch überreichlich vorhandenen Waldes, aber doch werden auch schon vereinzelte Stimmen laut, die das übereifrige Roden verurteilen und den Wert der Waldpflege und des Waldschutzes betonen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den nämlichen Gang hielten die Rodungen auch noch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein. Nur steht uns für diesen Zeitraum leider nicht mehr eine so bequeme Zusammenfassung der Quellen zu gebote, wie sie uns im cod. Frid. vorliegt. Wir sind wieder auf das Zusammensuchen der einzelnen urkundlichen Beweisstellen angewiesen, eine Arbeit, die übrigens vor Looshorns Regestensammlung noch viel mühevoller und zeitraubender gewesen wäre.

Im 15. Jahrhundert treten urkundliche Nachweisungen über Rodungen nicht eben häufig mehr auf. Von grösseren, planmässigen Arbeiten in dieser Richtung ist nicht mehr die Rede. Wir stehen in einer Periode durchaus unzusammenhängender, rein gelegentlicher Einzelrodungen. Feld- und Waldbestand haben sich in den meisten Markungen schon in das für richtig erachtete Verhältnis gesetzt und unterliegen nur noch geringeren, das Landschaftsbild weniger alterierenden Veränderungen. Immerhin muss man sich aber vergegenwärtigen, dass diese Art der Gelegenheitsrodungen sich weit in die neue, ja die neueste Zeit herein fortgesetzt und im Laufe von vier Jahrhunderten doch noch, im ganzen genommen, recht beträchtliche Flächen Waldes absorbiert hat. Eines noch bringen die einschlägigen Nachrichten dieses letzten Zeitraums, was die früheren Quellen durchweg vermissen liessen, nämlich manche eingehendere Bemerkung über die Art der Anlage einer Rodung, manche erläuternde Nebenumstände und ausmalende Kleinbilder.

Schliesslich darf bei Übersicht der Quellen für unsere Frage nicht der Hinweis auf die Orts- und Flurnamen fehlen. Sie kommen wohl erst in zweiter Linie in betracht, bieten aber manchen willkommenen Aufschluss und Beleg, ja in nicht ganz seltenen Fällen sind es diese Namen, die uns bei dem Schweigen der Urkunden den einzigen Behelf bieten.

Nach diesem zusammenfassenden Überblick sollen die speziellen Ausführungen mit dem Versuch eröffnet werden, zunächst einiges aus der Geschichte der Waldungen in un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mittelbarer Nähe der Hauptstadt Bamberg zu skizzieren. Daran erst mag sich die Zusammenstellung und Besprechung der Nachrichten über Waldbestand und Waldrodungen im Gesamtgebiet des ehemaligen Hochstifts anschliessen. Die abgelegeneren Teile des Bistums, soweit sie für unser Landschaftsbild mit dem Mittelpunkt Bamberg kaum in betracht kommen, sollen nur gelegentlich beigezogen werden.

II. Zur Geschichte des Waldes in nächster Umgebung Bambergs.

1. Der Hauptsmoor.

Der altberühmte Hauptsmoorwald ist der Stadt Bamberg im Osten vorgelagert, ein Komplex von rund 9 km Länge und 5 km Breite. Seine reinen Kiefernbestände von seltener Schönheit sind in Deutschland weithin berufen. Fast scheint es aber nach einigen historischen Andeutungen, als ob noch bis in das 18. Jahrhundert herein eine nicht unbeträchtliche Mischung mit Laubholz durch den ganzen Forst bestanden habe. Die Pulvermühle bezieht gegen Ende des 16. Jahrhunderts ihren Bedarf „an Horweiden und Weinzepffenholz“ aus dem Hauptsmoor.[1]) Der Gärtner im Seehof möchte Buchenstämmchen für seine Anlagen aus dem Hauptsmoor holen, wird aber nach Verfügung vom 30. März 1715 abgewiesen (Hof-Cammer-Acta 1710—15. Prod. 101. K. Kreisarchiv dahier). Für das Jahr 1731 wird die „Aichellese“ im nördlichen und mittleren Hauptsmoor verboten, wo jetzt ein solch ausdrückliches Verbot gewiss unnötig wäre. (Gedrucktes Mandat von 1731, Bambergische Wald-, Forst- und Jagdverordnungen 1693—1732. Nr. 7. K. Kreisarchiv dahier).

Noch in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts werden in den „Bambergischen Wochentlichen Frag- und Anzeig-Nachrichten“, die seit 1754 erschienen, bei den

1) Nach der Hofkammerrechnung von 1582.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht selten ausgeschriebenen Holzversteigerungen im Hauptsmoor neben den „Fohrenstämmen“ auch Holländerstämme von Eichen und zwar in nicht geringer Zahl ausgeboten. Das Schwarzwild endlich, das doch auch auf Eichelmast angewiesen war, hielt sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts.

Die natürlichen Grenzen des Forstes werden im Norden durch die Niederung des Ellernbaches, im Süden durch das Thälchen des Strullendorfer Baches gebildet. Im Osten ist eine scharfe natürliche Grenze nicht vorhanden, wie denn auch heutigen Tages noch der Hauptsmoor durch einen breiten Waldgürtel nördlich von Geisfeld mit den schönen Laubwäldern am Schloss- und Geisberg zusammenhängt. Nach Westen hin wäre die natürliche Grenze der Ostarm der Regnitz. Und wirklich lässt die lokale Überlieferung noch in verhältnismässig später Zeit, sogar noch im siebzehnten Jahrhundert den Hauptsmoorwald allenthalben bis an die Ufer der Regnitz sich erstrecken. [1]) Gegen diese Tradition aber erheben Urkunden im Verein mit Flurnamen entschiedenen Widerspruch. Seit dem Jahre 1249 [2]) gehörte der Hauptsmoorwald in seinem Gesamtumfang zu den bischöflichen Tafelgütern. Aber schon vom Jahre 1244 ist uns eine Nachricht aufbewahrt, dass von dem Erwählten Heinrich den Nonnen von St. Theodor in Bamberg „im Kirchenwalde Husmuor“ eine Fläche von 10 Tagwerken zu Neugereuten überlassen wurde. Unter den Besitzungen des Klosters St. Theodor erscheinen diese Grundstücke „im

1) Siehe dazu Benignus Pfeufer, Beyträge zu Bambergs etc. Geschichte 1792 S. 78 Anm. Haas, Geschichte der Pfarrei St. Martin 1845 S. 23 und die Bemerkungen bei Dr. Schrüfer, Progr. d. K. Lyceums Bamberg 1887 S. 54 u. 56.

2) Dies sowie das Folgende nach den urkundlichen Quellen in Looshorns Regesten 2, 681, 702, 722, 794, 795 und Schweitzer, Das Kopialbuch des St. Katharinaspitals zu Bamberg etc. 10. Ber. des histor. Ver. vom J. 1847 S. 81 u. 82.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Houtsmor“ wieder in einer Urkunde des Jahres 1256. In eben diesem Jahre lesen wir von „Äckern, die **vor** dem bischöflichen Walde Husmor und beim Eigelense“ (Egelsee nahe der späteren Wunderburg) lagen. Zwölf Jahre später, 1268, überträgt Bischof Bertold an Hartmann den Kämmerer 30 Tagwerke im „Hawtsmord-Walde“, um Neubrüche anzulegen. Einzelne Teile sowie der Zehnt von diesem Neuland und zugleich einigen anderen Neugereuten, die um die nämliche Zeit gleichfalls von Bamberger Bürgern am Hauptsmoor angelegt worden waren, fallen 1271 und 1272 an das Katharinenhospital.

Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts begegnen wir, hauptsächlich im Zusammenhang mit dem Stifte St. Gangolf einem Flurnamen „Pfaffengehey oder Pfaffengeheydt“ in dem Terrain zwischen der östlichen Vorstadt und dem Hauptsmoor. So sagt eine Urkunde des Bischofs Arnold vom 14. Februar 1294 „quosdam agros ante nemus nostrum Hutsmord in loco qui dicitur pfaffengehey . . contulimus . . etc. Ferner stossen wir auf den nämlichen Namen in einer St. Gangolfer Urkunde vom Jahre 1300 (Kopialbuch Nr. 156 im K. Kreisarchiv dahier 2. Abt. S. 386). Zwei weitere Urkunden des nämlichen Stifts vom 25. Okt. 1327 und vom 8. August 1333 (siehe Looshorn 3, 127 u. 130) beweisen mit voller Bestimmtheit, dass das „Pfaffengeheid“ ursprünglich eine vorgeschobene Parzelle des Hauptsmoor war und dass um jene Zeit Bamberger Bürger noch weiter dort rodeten und urbar machten. Ein grosser Teil des so gewonnenen Neubruchlandes ging in den Besitz des Stiftes St. Gangolf über und verblieb demselben Jahrhunderte hindurch. Die Form des Namens „Pfaffengehey“ hat sich bis auf unsere Tage nicht erhalten, wohl aber kennt man ein „Pfaffenfeld“ zwischen der Strasse nach Pödeldorf und der nach Geisfeld vor dem Hauptsmoor. Eine benachbarte Flurgegend führt den Namen „Treppendörfer“. Eine Urkunde nun in dem St. Gangolfer Kopialbuch Nr. 156 (K. Kreisarchiv dahier)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vom Jahre 1417 nennt einen Acker im Pfaffengeheydt anstossend an die „Treppendorfer Feld“. Demnach ist das „Pfaffenfeld“ offenbar die verblasste Form für „Pfaffengehey“. Die aus dem 17. Jahrhundert stammende Abschrift eines Salbuches von St. Gangolf, das im Jahre 1516 angelegt worden war (K. Kreisarchiv dahier) enthält sogar schon die Form „Pfaffenfeld“ an einer Stelle, wo unzweifelhaft das frühere Pfaffengeheydt gemeint ist. Mithin darf wohl als erwiesen gelten, dass zu Ende des 13. Jahrhunderts, ja auch noch im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts der Hauptsmoor das Gelände östlich des jetzigen sog. Hundsbühls und der Wunderburg in weiterer Ausdehnung als heutzutage bedeckte, nicht aber darf als ausgemacht angesehen werden, dass er irgendwo den Ostarm der Regnitz erreichte.

In ähnlicher Weise lässt sich durch Kombination der Flurnamen mit urkundlichen Nachrichten ein Herübergreifen des Hauptsmoor erweisen in dem Terrain östlich der Regnitz zwischen der Stadt und dem Bughof da, wo jetzt Wiesen und Felder sich ausbreiten. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts wird in verschiedenen Urkunden ein „unteres und oberes Gereut“ erwähnt. So den 29. November 1346.[1]) Noch deutlicher erscheint „das Gerewte vor dem Hawtzmorde“ im Jahre 1382,[2]) der „Buchsee im Gereut“ wird 1455 genannt.[3]) Schon die Unterscheidung in „unteres“ und „oberes“ Gereut macht klar, dass die Rodung von Bamberg aus geschah. Nach aller Wahrscheinlichkeit wurde sie zu Ende des 13. oder im Anfang des 14. Jahrhunderts angelegt. Der Name „oberes und unteres Kreut“ ist bis auf den heutigen Tag im Gebrauch.

In das 14. Jahrhundert als eine Zeit der Rodungen am

1) Kopialbuch des Katharinaspitals zu Bamberg, 10. Ber. d. hist. Ver. z. Bbg.

2) Siehe die Urkunde bei Haas, Geschichte der Pfarrei St. Martin zu Bamberg S. 728 ff.

3) Haas, a. a. O. S. 755.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Westrand des Hauptsmoor führen uns auch die Angaben des cod. Frid. In Höflers Ausgabe desselben finden sich S. 70 Abgaben von ziemlich umfangreichen Neubrüchen verzeichnet „ante nemor. (sic!) Hautzmord in dem Mettelbach“, sodann „in dem Hegneych prope Memelstorfer strazz“ und schliesslich „in dem Erleich ante civitatem Babenberg“. Der erstgenannte Flurname „Mettelbach“ scheint verschwunden zu sein; ein „Hegnig“ aber im nördlichen Hauptsmoor wird noch 1731 in einem fürstbischöflichen Mandat genannt[1]) und für Erleich, Erlich stehen gleich drei heute noch so benannte Feldlagen im Osten der Stadt zur Wahl. Sicherlich ist in der betreffenden Stelle des cod. Frid. das „Erlicht“ südlich der Wunderburgvorstadt nahe dem obenerwähnten Gereut beim Bughof gemeint.

Für den Nordrand des Hauptsmoor kommt in betracht eine Notiz des cod. Frid., die wieder auf Rodungen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts schliessen lässt. Auf S. 71 der Ausgabe von Höfler lesen wir unter der Spitzmarke Memmelsdorf: „Item dominus episcopus habet ibidem modicam decimam novalium, quae consuevit cum aliis novalium decimis in hautzmor locari“. Reutzehnte zu Memmelsdorf werden unter den ständigen Einnahmen noch aufgeführt zu Ausgang des 16. Jahrhunderts in den fürstbischöflichen Hofkammerrechnungen, im hiesigen K. Kreisarchiv. Einen Flurnamen „Gereut“ in der Markung von Memmelsdorf kenne ich aus einem amtlichen Ausschreiben des Jahres 1774. Auf den im Jahre 1849 angefertigten Katasterplänen gelang es mir nicht, dies „Gereut“ zu finden. — Östlich des Hauptsmoor liegen am Fuss des Juraabfalls eine Reihe von Ortschaften, meist im 12. Jahrhundert zuerst urkundlich genannt, deren Bewohner nach Ausweis der Flurnamen zu verschiedenen, leider nicht genauer bestimmbaren Zeiten die

1) Bambergische Wald-, Forst- u. Jagdverordnungen 1693—1732 Fasz. 7 im K. Kreisarchiv dahier.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Osträndер des Forstes beträchtlich lichteten und auf Kosten des Waldbestandes reichliches Neubruchland zu ihrer Markung schlugen. Hier haben wir wie auch sonst nicht selten den Fall, dass die urkundlichen Nachrichten fehlen und nur deutlich sprechende Flurnamen die Erinnerung an die landschaftliche und wirtschaftliche Umgestaltung aufbewahrt haben. Oder wäre es etwa zu kühn, eine solche Umwandlung von Waldland in Ackerland anzunehmen, wenn wir südlich von Pödeldorf in freier Feldmark, aber am Waldrand Flurnamen finden wie Tiergarten, Wolfsgrube, Saugrube, Stockäcker, Kreutwiesen? Wenn ferner in der südlich anstossenden Markung von Geisfeld eine Blösse in den Hauptsmoor sich hineinzieht mit den Namen „am Bernreut", „Röten", „Rötäcker"? Wenn endlich in der Markung von Rossdorf, wieder südlich von Geisfeld gelegen, uns Flurnamen am Hauptsmoor aufstossen wie „vordere Reute" und wieder „Reut"? Es darf mithin doch wohl als Thatsache angenommen werden, dass diese Gemeinden am Ostrand des Hauptsmoor sehr eifrig an der Verminderung der Bestände des bischöflichen Forstes mitgewirkt haben.

Auch im Süden des ganzen Komplexes bei Strullendorf treffen wir auf eine „vordere" und „hintere Rod'n" nahe dem heutigen Donaumainkanal, auch hier also auf Spuren der Arbeit waldfeindlicher Äxte.

So ergibt sich denn als der bescheidene Gewinn dieser Ausführungen die Thatsache, dass der Hauptsmoor, wenigstens soweit seine Geschichte zu verfolgen ist, im Westen wie im Osten merkliche Einbusse an seinem Bestand erlitten hat, ferner, dass beträchtliche Minderungen seines Areals in das 13. und 14. Jahrhundert fallen, endlich dass durch die nicht datierbaren, aber sicher anzunehmenden Rodungen späterer Zeit eine wesentliche Schmälerung der Waldfläche und damit eine auffallende Änderung im Gesamtbild der Landschaft nicht erfolgte. Nur die Anlage des Lustschlosses Seehof um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts hat auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Aussehen und die Gestaltung der nördlichsten Partieen des Waldes entschiedenen Einfluss geübt.

Wenn das 14. Jahrhundert dem Hauptsmoor einerseits manche vorspringende Ecke, manches Vorholz abschnitt und manche Blösse in den geschlossenen Bestand hineintrieb, so hören wir andererseits gerade in dieser Zeit auch schon von den ersten offiziellen Waldschutzmassregeln. Im April 1328 beschwört der Erwählte, nachmalige Bischof, Werntho von Reicheneck unter andern Artikeln, die ihm vom Domkapitel vorgelegt wurden, auch den, dass er die Wälder des Stifts, besonders den Hauptsmoor — specialiter silvam dictam Hautsmort — in treue Hut nehmen und die Anlage von Neugereuten nicht zulassen wolle.[1]) Im Jahre 1388 fügt Bischof Lamprecht bei Beurkundung der Abtretung seines Anteils an der Burg zu Wernsdorf eigens die Klausel bei, dass die Käufer durch ihre Schafherde den bischöflichen Forst, also wohl unseren Hauptsmoor nicht schädigen dürften.[2]) Zehn Jahre später, im November 1398 betont das Domkapitel im 23. Artikel der Wahlkapitulation, die es dem Erwählten Albert Graf von Wertheim vorlegt, ausdrücklich das Verlangen nach Schutz für die Waldungen des Stifts, namentlich den Hauptsmoor ganz so wie es 70 Jahre früher unter Werntho von Reicheneck geschehen war.[3])

Wie wenig man aber vonseiten der Unterthanen solche Schutzgebote respektierte, das zeigen die obenbesprochenen Nachrichten über Rodungen im 14. Jahrhundert und in der Folgezeit. Schlimmer aber noch als diese reinen Abholzungen wirkte auf den Waldbestand der Mangel jeder rationellen Bewirtschaftung, die unbesonnene Sorglosigkeit, mit der man gegen den scheinbar unerschöpflichen Holzreichtum wütete und die Forst- und Weidefrevel aller Art. Binnen zwei Jahrhunderten war es soweit gekommen, dass, vom Ende des

1) Höfler, Cod. Frid. S. CI. Looshorn 3, 108.
2) Looshorn 3, 427.
3) Looshorn 3, 510.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

16. Jahrhunderts an, gerade für unsern Hauptsmoor eine ununterbrochene Reihe von Hege- und Sperrversuchen, von Strafverordnungen und polizeilichen Schutzmassregeln zu verzeichnen ist. Namentlich die Bischöfe Ernst von Mengersdorf (1586 und 1591), Gottfried von Aschhausen (1612), Peter Philipp (1680) erliessen Verordnungen zum Schutze des Forstes gegen planloses Abholzen und die sich häufenden Waldfrevel. Auf ihre Verordnungen nehmen Bezug die späteren fürstbischöflichen Erlasse vom 20. April und 7. Mai 1733,[1]) während uns die Originalstücke nicht mehr vorliegen. Mit den Verfügungen von 1733 aber sind wir schon in die Zeiten der beiden hervorragenden Schönborn'schen Kirchenfürsten Lothar Franz (1693—1729) und Friedrich Karl (1729—1745) eingetreten. Unter ihrer Regierung erfreute sich der Hauptsmoor ganz besonderer Berücksichtigung schon wegen des Ausbaus des Seehofer Schlosses, zu dem er eine Art erweiterten Parkes vorstellen sollte. Doch trat bei ihnen das ästhetisch-landschaftliche und das weidmännische Interesse nicht so sehr in den Vordergrund, dass es das forstwirtschaftliche allzusehr zurückgedrängt hätte. Im Gegenteil können wir behaupten, dass unter den beiden Schönborn, namentlich unter Friedrich Karl dem Hauptsmoor zuerst die Wohlthat einer der modernen sich annähernden Bewirtschaftung zu teil wurde.

Ganz beweglich hören sich die Klagen über den Zustand des Forstes in jener Zeit an wie z. B. in einer Verordnung des Domkapitels vom 2. März 1733,[2]) deren wichtigste Sätze hier folgen mögen: „Nachdeme Sne. Hochfürstl. Gnaden unter andern Dero höchst rühmlichen Lands-Fürstl. Sorgfalt zur Wohlfarth des Lands und Abwendung der besorglichen Noth in Bau- Brenn- und Commercialholtz, so bekanntlich überall sehr klemm zu werden beginnet, dann auf

1) K. Kreisarchiv dahier. Bambergische Wald- Forst- Holz- und Jägerverordnungen 1733—1740. Fasz. 7. Teil II.

2) K. Kreisarchiv dahier. A. a. O. (gedruckt).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Forst- und Jagdsachen Dero landesväterliche Vorsorg durchgehends gerichtet, mithin auch die sorgsamme Sicht auf den sehr verösten Haubts-Mohr als ein besonderes Kleinod nahe Dero Hochfürstl. Bamberg. Residentz-Stadt gelegen, zu Aufnahme desselben und dessen Heeg gnädigst geworfen haben, umb denselben bald in einen besseren Stand gesetzet zu sehen, darbey aber uns gnädigst vortragen und vorstellen lassen, wie von denen Immunitäten, sonderlich aber von der zu St. Gangolf, derselben Burgern, Unterthanen und Inwohnern der Mutwill fast mit offentlicher Widersetzlichkeit und Frevel-Meutherey so verderblich darin ausgeübt werde, dass sie ganze Klaffter Holz auf Karren und Schlitten, wie auch gantze Bau-Bäume mit solcher Keckheit bey offenen Tag nach Hauss zu führen sich unterfangen, so dass der untere Haubts-Mohr bereits gantz ausgehauen vor Augen stehe, ... Als wird der Befelch erteilet" etc. Ebenso klagt jene obenerwähnte Verordnung des Fürstbischofs Friedrich Karl vom 20. April 1733 über den unerhörten Waldfrevel im Hauptsmoor, „dieser zu allen Zeiten hochgeachteten Beforstung". Das strengste Einschreiten wird angedroht. Die Bestrebungen Friedrich Karls für Hebung der Forstwirtschaft im Stift nach seiner ganzen Ausdehnung gipfelten schliesslich im Erlass seiner bekannten „Forstordnung", die am 21. September 1733 gedruckt ausgegeben und seitdem oft reproduziert wurde.

Energisch handhabte den Forstschutz besonders auch Bischof Adam Friedrich von Seinsheim. Von ihm liegen aus den Jahren 1759, 1762, 1764 Verordnungen vor, die den Förstern Holzkulturen und Neuaufforstungen zur Pflicht machen und willkürliches Roden aufs strengste verbieten. In seine Zeit fällt aber auch die Blütezeit des Weidwerks in dem mit Rot- und Schwarzwild noch stark besetzten Hauptsmoor. Die Verdienste des grossen Franz Ludwig endlich um ein geordnetes Forstwesen sind seit einem vollen Jahrhundert schon gebührend gewürdigt worden. Trotz all dieser Be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mühungen aber war der Zustand des Forstes, wie ihn Bayern überkam, durchaus nicht sehr günstig. Die oben besprochenen Übelstände und der schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts stark in Aufnahme gekommene Holzhandel [1]) sowie Verheerungen durch Forstinsekten — besonders schlimme im Jahre 1797 — hatten schwere Wunden geschlagen. In unserem Jahrhundert aber ist die forstliche und volkswirtschaftliche Bedeutung des Hauptsmoor von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gestiegen. Als ein Kuriosum belächeln wir heute den Vorschlag eines Jakob von Reider, den Hauptsmoor „auszurotten" und aus seinem Territorium Gartenland zu machen. [2]) Und wenn wir auch jenen Enthusiasmus, der einzelne Teile des Hauptsmoor „einem tropischen Walde, über dessen hohes Unterholz sich schlanke Palmen erheben" [3]) vergleichen möchte, etwas überschwänglich finden dürfen, so ist es doch gewiss, dass erst unser Jahrhundert die ernsten landschaftlichen Reize des Hauptsmoor begreifen und unbefangen würdigen lernte.

2. Der Wald in der „Stephaner Mark".

Wer auf der Heerstrasse gegen Würzburg die Stadt Bamberg verlässt und etwa nahe dem „hohen Kreuze" den aussichtsreichen Weg zum sogenannten „Bruderwald" einschlägt, hat zu seiner Linken ein wohlangebautes, wellenförmiges und muldenreiches Terrain. Äcker und Wiesen, Baumfelder und Hopfengärten, von zahlreichen Heckenzügen unterbrochen geben ein heiteres, abwechslungsreiches Bild. Im Süden bildet der freundliche Bruderwald mit seinen frischgrünen Laubbeständen die Grenze. Gegen Osten fällt

1) Die Forstordnung von 1733 spricht schon von dem „grossansehnlich und nützlichem Holtz- und Flos-Handel".

2) Bambergs Gartenbau etc. von Jakob Ernst v. Reider, Leipzig 1821. S. 134.

3) Siehe das Zitat aus „Schacht, Der Baum etc. Berlin" 1860 bei Dr. Schrüfer, Progr. d. K. Lyceums Bamberg, 1887. S. 55.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Gelände jäh zum westlichen Arm der Regnitz ab. Diese Steilabfälle zur Flussniederung zeigen stattliche parkähnliche Anlagen, neuer und neuester Zeit entstammend. Hie und da bedeckt auch ein Stückchen struppigen Niederwaldes die Hänge. Wer aber möchte glauben, dass einst diese sämtlichen Höhen und Einsenkungen von der Stadt bis zu dem Dorfe Bug, zwischen der Regnitz und einer Linie, die man sich von den obersten Häusern des Stephansberges in südlicher Richtung bis zum Bruderwald gezogen denkt, von Wald überdeckt waren? Mehrhundertjährige Kulturarbeit hat hier gewiss gründlich die Landschaft umgestaltet und manchfaches Nutzland an der Stelle des wenig einträglichen Waldgebietes geschaffen. Diese Aufgabe löste das Collegiatstift St. Stephan mit seinen Unterthanen und Hintersassen. Die Urkunden des Stiftes [1]) geben uns erfreulicher Weise ein ziemliches zusammenhängendes Bild von dem allmählichen Fortschreiten der Kultivierung der „Stephaner- oder Stephanitermark“, die daneben auch peplum S. Cunegundis, deutsch „St. Kunegunden Haubttuch“ genannt wurde. In dieser eigentümlichen Bezeichnung erhielt sich das Andenken an die Begründerin des Collegiatstiftes, die Gemahlin Kaiser Heinrichs II. Aus der Gründungszeit aber sind uns leider keinerlei Urkunden über das Stift erhalten. Die erste Erwähnung erfährt „der Wald des heiligen Stephan“ in jener bekannten Urkunde, die Bischof Eberhard im Jahre 1157 für das neugegründete Kloster St. Theodor auf dem Kaulberg ausstellte [2]). Ihr entnehmen wir mit hinreichender Deutlichkeit, dass der Wald den Kaulberg im Osten begrenzte

1) Urkundenregesten ausser bei den älteren Lokalhistorikern besonders bei C. A. Schweitzer, Das Copialbuch des Collegiatstiftes St. Stephan 1224—1616 im 19. Ber. d. hist. Ver. Bamberg 1856 und für die Zeit bis 1400 bei Looshorn, Bd. II. u. III. Wichtigste Monographie: Dr. Weber, „Ein Beitrag zur Geschichte des Collegiatstiftes zu St. Stephan in Bamberg.“ 40. Bericht des hist. Ver. 1877.

2) Zuletzt genaue Inhaltsangabe bei Looshorn 2, 423.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und wohl unmittelbar mit dem Bruderwald [1]) zusammenhing. Anderthalb Jahrhunderte später, am 7. September 1299 schenkt Bischof Lupold I. der Kirche des heiligen Stephan den Zehnt von allen Neugereuten in dem Wald, der als eine Schenkung des heiligen Heinrich und seiner Gemahlin dem Stift gehört, mögen solche Neubrüche schon vollendet und angebaut sein oder erst in Zukunft angelegt werden. Im Anschluss hieran berichten uns namentlich die Urkunden des 14. Jahrhunderts fortwährend von Rodungen im Walde von St. Stephan, so ausdrücklich in den Jahren 1304, 1306, 1338. Im Jahre 1350 wird die Mark „auf dem Haubttuch“ ein campus genannt, 1385 noch deutlicher „ein Anger“. Weinbergsanlagen auf dem „peplum S. Cunegundis“ gehen sicher bis ins 12. Jahrhundert zurück. Neupflanzungen von Weingärten werden aber auch noch 1362 und 1385 erwähnt. Das Stift hatte einen „magister novalium“ „Reutmeister“ mit der Aufsicht über die Rodungen und der Einziehung der davon anfallenden Abgaben betraut. Daneben aber wird immer wieder der so scharf in Angriff genommene Wald ausdrücklich als noch bestehend genannt, so 1360 und 1385. Im Jahre 1410 führt eine Urkunde des Stifts bezeichnender Weise neben einander auf „2 Äcker Veldes an unser Holz und unsern Anger stossend“. 1417 aber klagt das Kapitel, wie „ihr Stephaner Holz . . . merklichen Schaden nehme“. „Man könne das Holz nur bewahren, wenn sie die Gewalt hätten, selber einen Förster zu setzen und zu entsetzen“ [2]). 1419 wird in der Stephaner Mark wiederum gerodet, 1443 kommen vor „ein Weyerstatt [3]), ein Wiesen und ein Flecken

1) Dieser Bruderwald, das „Bruderholz“ kommt urkundlich 1348, 1393, 1409, 1435 vor; vielleicht bezieht sich schon eine Urkunde von 1153 auf den genannten Forst.

2) Das von Schweitzer herausgegebene Kopialbuch ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zusammengeschrieben.

3) Ein „Altwasser oder See“ „mediamnis sive lacus“ im „Stephaner Holz“ in einer Urkunde von 1360. S. Looshorn 3, 537. Schweitzer, 19. V. B. S. 53.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Holz, neben einander gelegen bey dem Friederichsbronnen im Stephaner Holz". An diesem Friedrichsbronnen finde ich sogar noch im Jahre 1582 eine Waldparzelle erwähnt. Die Hofkammerrechnung nämlich von 1582 (K. Kreisarchiv dahier) führt an, dass für das Brunnenwerk des neuen Schlosses im „Geyerswört" Wasserleitungsröhren gelegt werden „am Friedrichsbrunnen in des Schweinfurters Holz". Jetzt sind in der dortigen Gegend Feldhölzer, Weinberge und Weiher verschwunden, dafür sind Hopfengärten und Gartenanlagen entstanden, Flurnamen aber wie Seegraben, Kreut, Dornfelder haben noch schwache Erinnerungen an jene verschwundenen Landschaftsbilder bewahrt.

3. Der Wald um die Altenburg.

Ein anmutiges Laubwäldchen umzieht heutzutage den grössten Teil der oberen Hänge um die vielbesuchte, vielgepriesene Altenburg, die 150 m aufragt über der Stadt, ein weithin sichtbares Wahrzeichen der ganzen Gegend. Dieser „kleine Hain", wie ihn Archivar Österreicher 1821 nannte, entstammt in seinen ältesten Teilen dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts und ist der Hauptsache nach eine Schöpfung des 1816 verstorbenen Medizinaldirektors Dr. A. F. Markus. Die Erhaltung und Pflege der Anlage machte sich seitdem ein eigener Verein zur dankenswerten Aufgabe. Im Süden und Südosten ziehen sich Baumfelder, ja auch noch einige wenige Weinberge zur Höhe des Berges hinan. Rasenplätze drängen sich, von Weissdorn- und Hainbuchenhecken umschlossen, dazwischen; eine stattliche Lindenallee beschattet den von der Stadt aufwärtsklimmenden Weg. Eine reiche und frische Vegetation, zerstreute Gruppen von Eichen, Birken, Kirschbäumen, dazu Strauchwerk aller Art erfüllen die Senkungen und Hebungen des vielfach zerschnittenen Geländes. Zu jeder Jahreszeit, vor allem aber im Blütenschimmer des Frühlings und unter den kräftigen Far-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ben des Herbstes erfreuen uns an diesen Hängen fein abgetönte, malerische Stimmungsbilder.

Das Mittelalter aber überliefert uns dort um die Altenburg wesentlich andere Züge des Landschaftscharakters. Vor allem hatte der Wald eine weit grössere Ausdehnung nach Osten hin wie gegen Norden [1]). Der Stiftungsbrief für das Kloster St. Theodor vom Jahre 1157 sagt von dem Kaulberg, er sei auf beiden Seiten von Thälern und dem Walde des heiligen Stephan und des heiligen Jakob begrenzt. Daraus darf man doch wohl entnehmen, dass „der Wald von St. Jakob", schon 1109 im Besitz dieses Stiftes, — eben der die Abdachungen der Altenburg umziehende Wald — um die Mitte des 12. Jahrhunderts noch weiter gegen Osten und Nordosten, also gegen die südwestlichen Teile der Stadt ausgebreitet war. Wenig später, im Jahre 1169, werden Weinberge in dem Territorium zwischen St. Jakob und der Altenburg genannt, ebenso wieder im Jahre 1183. Vom Jahre 1200 besitzen wir eine Urkunde, die von einem Neugereute in dem Gelände zwischen St. Jakob und der Altenburg spricht. Es wird dies wohl am Rande des Altenburger Waldes zu suchen sein, wenn auch der Ausdruck „novale, quod . . . de vicino ecclesiae versus occidentem eorum nemore separatum excoluerat" nicht eben klar ist. Sicher haben zu Ende des 13. Jahrhunderts Eingriffe in den Waldbestand um die Altenburg stattgefunden. Denn sogleich im Beginn des 14. Jahrhunderts, im Juli 1305 bestätigt Bischof Wulving den Kanonikern von St. Jakob den „Zehnt von

---

1) Hauptquellen für das Folgende: Paul Österreicher, Die Altenburg bei Bamberg. 1821. (mit Urkundensammlung).
C. A. Schweitzer a) Das Copialbuch des Collegiatstiftes St. Jakob zu Bamberg 1143—1557. 11. Ber. d. hist. Ver. Bamberg 1848.
b) Das Gründungsbuch des Collegiat-Stiftes St. Jakob 21. Ver. Ber. 1858.
Daneben verglichen die Regesten bei Looshorn Bd. II. u. III.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

allen zehntbaren Früchten auf den Neugereuten unter der Altenburg, die auf dem Grunde und Eigentum der Kirche von St. Jakob ausserhalb der Mauern von Bamberg angelegt sind oder noch werden". (S. Österreicher, Die Altenburg XV, und Looshorn 3, 8.) Eine um wenige Wochen jüngere Urkunde dient zu weiterer Bestätigung und Ergänzung dieser Angaben. Deutlich wird das Motiv solcher Neukulturen in folgender Stelle aus einer Urkunde des Stifts St. Jakob vom Jahre 1316 ausgesprochen: „Nos Chunradus decanus Totumque Capitulum Ecclesiae sancti Jacobi .... videntes et considerantes nos habere parvam immo quasi nullam utilitatem in Silva nostra in Monte nostro sub Castro Altenburg sita deliberavimus aliquam partem dicte Silve redigi ad agriculturam ad usum nostrum perpetuo profuturum." Es wird also einem gewissen Heinrich Lauer eine Fläche Waldes zum Roden und Urbarmachen angewiesen und seine Gegenleistungen dafür festgesetzt. Für den Fortgang solcher Rodungen an den Abhängen der Altenburg im 14. Jahrhundert ist besonders beweiskräftig eine Urkunde vom 10. Mai 1330. Dekan und Kapitel von St. Jakob bekunden darin den Verkauf von 2 ℔ Hellern Ewiggeldes auf zwei Gereuten, die ein Ulrich Fortschwinder von St. Jakob „zu Erbeschaft" hat und die „gelegen seint unter Altenburg, daz ein Gereut heisset der Slegeleingereut, daz ander heisset des Pratpachersgereut in der Durchslukken und stosset an Kümlins gereut". Die Flurnamen Slegeleingereut, Pratpachersgereut, Kümlinsgereut sind jetzt verschwunden, aber eine Feldlage nördlich unter der Altenburg am „Teufelsgraben" gelegen heisst noch jetzt im Volksmund „Dairschlutten", offenbar verderbt aus Durchslukken, Durchschlucken [1]). Der Name scheint selbst nichts anderes als

1) Ein Zinsbuch im hiesigen K. Kreisarchiv vom Jahre 1653 nennt an der Altenburg eine Flurlage „Durchschlag", die „Bambergischen wochentl. Frag- und Anzeig-Nachrichten" kennen 1784 die „Durchschlucken" unter der Altenburg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einen Durchhieb, eine Waldlichtung zu bedeuten. Sicherlich aber beweist die Stelle, dass sich einst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Wald auf der Nordseite der Altenburg noch ziemlich weit gegen den oberen Teufelsgraben herabzog. Im Jahre 1339 werden wieder andere Neugereute „sub castro Altenburg“ erwähnt und im Jahre 1355 schlichten mehrere Domherren einen Zwist zwischen dem Bischof Lupold III. und dem Kapitel von St. Jakob „super nemoribus et silvis ac decimis novalium confinantibus castro Altenburch“. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit den volkstümlichen Namen des Waldes um die Altenburg „in dem Hag“. Bis auf den heutigen Tag ist diese Bezeichnung an dem Wäldchen auf der Ostseite des Berges haften geblieben. Aber auch die damaligen Grössenverhältnisse des Altenburger Waldes gibt jene interessante Urkunde an. 27 iugera, Tagwerke betrug ein Viertel des Ganzen, die Gesamtfläche also über 100 Tagwerk, ein Areal, von dem die heutigen Anlagen nur einen Bruchteil ausmachen. Noch fünfzig Jahre später, 1406, betrug der Waldbesitz von St. Jakob an 80 Tagwerk und noch jahrhundertelang erhielt sich ein Waldbestand um den Berg. Im Jahre 1585 berichtet die Hofkammerrechnung (K. Kreisarchiv dahier) von erneuten Rodungen „uf der Altenburg im gehölz“. Die detaillierten Angaben darüber sollen weiter unten vollständig wiedergegeben werden. Das folgende 17. und 18. Jahrhundert war für die Altenburg und ihre Umgebung eine Zeit der Vernachlässigung. Man duldete sogar, dass auf eine beträchtliche Strecke um die Burg herum unfruchtbares Ödland [1]) sich ausdehnte. Die beiden letzten Fürstbischöfe Franz Ludwig und Christoph Franz mussten daher eine Neukultivierung in Angriff nehmen lassen. Wir lesen hierüber bei F. A. Schneidawind (Versuch einer statistischen Beschreibung des kaiserlichen Hochstifts Bam-

1) Doch bestand eine kleine Hochwaldparzelle an der Altenburg noch zu Anfang unseres Jahrhunderts.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

berg; Bbg. 1797 S. 34) folgende nähere Ausführung: „Bereits ist mit der Altenburg oberhalb Bamberg der Anfang gemacht (nämlich mit der Kultivierung des Ödlandes). Dieser Hügel beträgt 18 Morgen im Umfange (?). Seine kahle Ansicht schien das traurige Andenken an die schmähliche Hinrichtung Adalberts des Babenbergers in immerwährendem Gedächtnis erhalten zu müssen. Nun ist er in mehrere Distrikte zerschlagen und vererbt. Mit Eifer wird das Erdreich zu Feldern umgewühlt, das elende Buschwerk ausgerottet, und an dessen Stelle fruchtbringende Bäume gepflanzt. Durch diese Operation gewann nicht nur die Baumzucht, sondern auch die Reize einer Gegend werden erhöht, die so unaussprechlich schön ist, und der Wohlstand mehrerer Familien gegründet.“ Dann erstanden die Anlagen unter Markus, wie im Eingang bemerkt, und frisches Grün deckte wieder die Flanken der Höhe, die im Laufe der Jahrhunderte so manchfachen Wechsel im Landschaftscharakter erfahren hatte.

4. Der Michelsberger Wald.

Westlich der Stadt auf den Höhen zwischen dem mittleren Aurachthal und der Regnitz in ihrer untersten Laufstrecke zieht sich ein gemischter Laubwald hin, für den Bamberger ein vielbeliebtes Ziel kleinerer Ausflüge. Seine Ausdehnung von Ost nach West ist eine beträchtliche und übertrifft die von Nord nach Süd um mehr als das Dreifache. Der Wald, ehemals in seiner vorderen Hälfte dem Benediktinerkloster Michelsberg zugehörend, ist jetzt teils Staats-, teils Stiftungs- oder Privateigentum. Eingehendere urkundliche Nachrichten liegen für seine Geschichte, soweit ich sehe, nicht vor. Es genügen aber zur Not schon die Flurnamen an seinen Rändern, um erkennen zu lassen, wie sehr im Laufe der Jahrhunderte sein Bestand geschmälert wurde. Selbst in nächster Nähe der Stadt muss einst sein Gebiet ein grösseres gewesen sein. Das beweist in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Feldlage unmittelbar an der östlichen Waldspitze oberhalb des Michelsberges die Bezeichnung „Gereut“ oder „Gerod“, so schon vorkommend im 15. Jahrhundert [1]), im 18. Jahrhundert unterschieden als „Gereut hinter St. Getreu“. Jünger ist das „Neukreut“ auf der Hochfläche zwischen dem Wald und dem sogenannten Rothof. Die letzte Erweiterung dieser Rodung fällt erst in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die jetzigen Gebäulichkeiten des Hofes aufgeführt wurden. Gegen den Nordrand des Forstes, der sich zur Regnitz und dem Main wendet, drängen sich die Fluren der Dörfer Gaustadt, Bischberg, Weipelsdorf heran. In diesen Markungen folgen dem Waldsaum Flurnamen wie „Jungkreut, Kreutäcker, Eichenäcker, Tannäcker, im Gereut“. Am Nordwestrand bei Tütschengereut liegt ein Flurteil „im Gehaid“. Alles zusammengenommen dürften wir wohl zu der Annahme berechtigt sein, dass vordem der Wald sich weiter gegen Regnitz und Main hinabzog. Desgleichen ergibt sich aus den Flurnamen der Markungen von Erlau, Mühlendorf, Stegaurach, Wildensorg, dass auch im Süden gegen den Aurachgrund zu einst die Ausdehnung des Waldes eine viel grössere war. Man vergleiche dazu Bezeichnungen wie „Schlagacker“ nördlich von Erlau, „Reutmöösslein“ und „Tännig“ nördlich von Mühlendorf. Dazu kommen in der Flur zwischen Stegaurach und dem Walde ein „Dornanger“, eine „Lichtenlohe“, „Tannigtäcker“, endlich bei Wildensorg ein „Neureut“.

Damit sind wir an den Ausgangspunkt zurückgekehrt. Höchst wünschenswert wäre es, wenn verwertbares Urkundenmaterial zu dieser immerhin einseitigen und lückenhaften Beweisführung durch die Flurnamen beigezogen werden könnte.

---

1) Siehe Dr. Weber, Bamberger Weinbuch. 46. Ber. d. histor. Ver. 1883. S. 26.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

5. Der „Hain“ an der Regnitz.

Zum Beschlusse unserer Bemerkungen zur Waldgeschichte von Bambergs nächster Umgebung sei es nicht verabsäumt, kurz einen Blick auf die Geschichte des „Hains“ zu werfen, der bekanntesten und zu gewissen Jahreszeiten schönsten Anlage der Stadt. Die Bezeichnung „Theresienhain“, kürzer „Hain“ für das Laubwäldchen im Süden der Stadt zwischen den beiden Regnitzarmen ist jung, sie stammt aus dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Der obere Teil der Anlage wurde noch später offiziell Louisenhain genannt nach der Herzogin Louise von Bayern. Die Umwandlung in „einen Lustgarten“, oder wie Joseph Heller (4. Ver. Ber. 1841. S. 60) sagt „fast in einen englischen Garten“ geschah unter der Aufsicht bayrischer Beamter. Die Zeit des Fürstbistums, das vorige Jahrhundert noch, kannte an Stelle des Hains nur den sogen. „unteren und oberen Mühlwöhrwald“, bestehend aus Laubholz mit stark wucherndem Unterholz und einzelnen mächtig ragenden Eichen. Benignus Pfeufer in seinen Beiträgen (1792) nennt ihn „das angenehmste Lustwäldchen, das man sich nur denken kann“ und spricht davon, dass man um 1770 die stärksten Eichen darin gefällt habe. In einer gedruckten Verordnung der Domprobstey vom 6. April 1736[1]) wird verboten „in denen Domprobstey vogtey- und lehenbahren Waldungen deren beiden Mühlwehren allhier unbefugt zu grasen, Streu zu rechen, Aichel zu lesen, junge Bäumlein, Aichlein, Weiden, Stauden u. dgl. abzuhauen, Nachtigallen zu fangen“ etc. Also bestand an Stelle unseres Hains vor mehr als $1^1/_2$ Jahrhunderten der echte und gerechte Auenwald. Und doch hat uns der obengenannte Geheimarchivar und Hofrat Pfeufer in seiner Schrift eine scheinbar ganz

1) Bambergische Wald- Forst- Holz- und Jägerverordnungen 1733—40, K. Kreisarchiv dahier.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bestimmte Nachricht aufbewahrt, nach der das Wäldchen auf dem Mühlwöhrd von den Bürgern Bambergs um das Jahr 1440 eigens angelegt worden sei. Wir setzen die schon oben verwertete Stelle aus der „alten Handschrift“ Pfeufers, soweit nötig, hieher [1]): „bis hernaher über etlich viel Jahr, als in vierzehenhundert vierziger Jahren die Statt erweitert, gross und volkreich worden, hat man von dem mittleren Buchwerth ob Bamberg an bis zum neuen Rathaus einen weiten und tiefen grosen Graben (welchen man den Mühlgraben nennt) aufgeworffen und gemacht hart an denen Bergen herein; das Erdreich auf die seithen des Mühlwerths (von dem er den Nahmen erhalten) geschüttet, mit Aicheln besaamet und allerley Stauden darein gesetzt.“ Allein es ist längst erkannt, dass die Pfeufersche Handschrift, aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts stammend, in ihren Angaben durchaus unzuverlässig ist. Dazu kommt, dass diese Waldanlage der Bamberger Bürger um jene Zeit ganz einzig in der Forstgeschichte Deutschlands dastehen würde. Bis jetzt wenigstens hat man erst aus dem Ende des 15. Jahrhunderts Saat von Laubhölzern nachweisen können, Laubholzpflanzung aber erst nach 1500 [2]) Wir werden also am besten ganz absehen von dieser Entstehungsgeschichte des „Hains“ und am sichersten gehen, wenn wir ihn nicht als künstlich erzogene Anlage, sondern als natürlich entstandenen Auenwald betrachten [3]).

1) Pfeufer, Beyträge zu Bambergs Topographischen und Statistischen sowohl älteren als neueren Geschichte. Bamberg 1792. S. 365.

2) Siehe Schwappach, Handbuch der Forst- u. Jagdgeschichte Deutschlands 1886. 1. Bd. S. 186.

3) Die Verhandlungen zwischen dem bayr. Fiskus und der Stadtgemeinde Bamberg, durch welche diese in den Besitz des „Haines“ kam, sind Gegenstand eines interessanten Vortrags von Fr. Nüsslein „Die Geschichte der beiden Haine Bambergs“. Bbg. 1886. In den einleitenden Bemerkungen wird aus den Akten des Müllervereins dahier die auffällige Notiz beigebracht, dass man im Jahre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III. Die Waldrodungen im weiteren Stiftsgebiet.

Nunmehr gilt es, das Augenmerk über die nächste Umgebung Bambergs hinauszurichten auf das Gesamtgebiet des ehemaligen Bistums. Es zerlegt sich für unsere Zwecke topographisch am einfachsten in nachbenannte Teile: Das Regnitzthal im Süden der Hauptstadt etwa bis zum Einfluss der Wiesent, das Mainthal von der Mündung der Frankenwaldzuflüsse an abwärts bis zur Thalerweiterung unterhalb Zeil, das besonders interessante Juragebiet im Osten, das Steigerwaldgebiet bis zu den Ebrachquellen im Westen, endlich die Hassbergabfälle mit dem anstossenden Banzgau im Norden. Eine Sonderstellung nimmt der weit entfernte Frankenwald ein, dessen interessante Besiedlungsverhältnisse jedoch nicht ganz übergangen werden sollen. In diesen Gebieten also haben wir im folgenden den geschichtlich erweisbaren Spuren der Wandlungen in dem Landschaftsbilde nachzugehen, soweit sie durch Veränderungen im Waldbestand bedingt sind.

Wohl das älteste Urteil über die landschaftliche Physiognomie des gesamten Bamberger Landes stammt aus der Zeit unmittelbar vor der Gründung des Bistums, aus dem Jahre 1006. Nach dem Zeugnisse eines Briefes nämlich, den Bischof Arnulf oder Arnold von Halberstadt an Bischof Heinrich von Würzburg im Jahre 1007 schrieb, hatte der Bischof der rebenreichen Mainstadt im Jahre 1006 im persönlichen Zusammensein mit Arnold seine Ansicht über die Gegend um Bamberg dahin geäussert, dass dort fast nur Waldland sei .. totam illam terram pene silvam esse [1]) .., seine, des Landesherrn, Erträgnisse davon seien gering .. parvum inde fructum habere .. [2])

1567 damit umging, „den Mühlwörthwald“ abzuholzen und das Areal zu Gartenfeldern zu machen.

1) S. Monumenta Bambergensia ed. Ph. Jaffé 1869. Pg. 472 sq.

2) Ich weiss wohl, dass Looshorn 1, 133 sq. die Echtheit des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ähnliches möchte man aus zwei weiteren Dokumenten des 11. Jahrhunderts erschliessen: Kaiser Heinrich II. schenkt nach einer Urkunde vom Jahre 1023 das Recht der hohen Jagd im ganzen, wohl umgrenzten Steigerwald an Bischof Meginhard von Würzburg. Aus dieser Urkunde geht für das Gebiet im Westen Bambergs, um Ampferbach, Burgebrach, Wachenroth zum mindesten soviel hervor, dass die Waldbestände dort noch von mächtiger Geschlossenheit gewesen sein müssen.

In den Traditiones Fuldenses ist uns aus dem Gebiete von Banz eine uralte Forstbeschreibung überliefert. K. Roth, der sich um die Erklärung der darin vorkommenden Lokalnamen verdient gemacht hat (K. Roth, Kleine Beiträge p. 130) rückt das Dokument in die Zeit der Gründung des Klosters Banz circa 1058, wahrscheinlich ist es aber früher anzusetzen. In diesem Schriftstück nun erscheint das Waldgebiet, das jetzt noch den schönen Lichtenfelser Forst trägt, als ein viel weiter ausgebreitetes und enggeschlossenes.

Gehen wir nun zu den Urkunden, die von Waldrodungen speziell sprechen, über, so sei eingangsweise bemerkt, dass in den unser Gebiet berührenden ottonischen und karolingischen Dokumenten mehrfach bei Aufzählung von Schenkungs- und Tauschobjekten das formelhafte „culta et inculta“ sich findet, wie z. B. in der Urkunde Ottos II. vom Jahre 973 für Heinrich von Bayern oder sogar direkt der Ausdruck novalia Neugereute vorkommt wie in der Fulder Urkunde von 906,[1]) in der neben Orten im Aischthal auch Zapfendorf im obern Mainthal, Wonfurt und Knetzgau im Nordwesten des Steigerwaldes erwähnt wird. Doch die Unbestimmtheit und der konventionelle Gebrauch solcher Wendungen lässt nicht zu, irgend welche sichere Schlüsse darauf zu bauen.

Briefes bestreitet, doch kann ich seine Gründe nicht überzeugend finden.

1) Dronke, codex diplomaticus Fuldensis, Cassel 1850 p. 299.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf einen übergrossen, fast lästigen Waldreichtum lassen aber auch die einschlägigen Nachrichten des 11. Jahrhunderts schliessen. Bei der Gründung des Bistums behält sich Würzburg die Zehnten der Neugereute auf dem ihm entzogenen Gebiete vor, die neuanzulegenden Rodungen aber sollen den Reutzehnt nach Bamberg geben. [1]) Dies wurde bestimmt mit Urkunde vom 7. Mai 1008. Kaum 50 Jahre später, im April 1059 bei der Synode des Bischofs Günther erhob Würzburg entgegen dieser Bestimmung Ansprüche auf Neugereutzehnte im Bamberger Gebiet, wurde aber nach Synodalurteil abgegewiesen. [2]) Hartnäckig aber erneuerte Würzburg seine Ansprüche auf die Abgaben der Neurodungen noch im Jahre 1087 auf einer Synode, die zu Bamberg unter Bischof Rupert abgehalten wurde. Auch jetzt werden unter ausdrücklicher Berufung auf den Synodalbeschluss vom Jahre 1059 die Würzburger mit ihren Ansprüchen abgewiesen. [3]) Immerhin dürfen wir aus diesen wiederholten Zwisten schliessen, dass die Reutzehnte des Bamberger Gebietes nicht unbedeutend, dass also die Rodungen des 11. Jahrhunderts von beträchtlichem Umfang waren und sich durch das ganze Jahrhundert hindurch fortsetzten. Es fehlt uns auch nicht gänzlich an direkten, bestimmten Ortsangaben. Eine Urkunde vom Jahre 1062 [4]) bekundet den Wiederanfall des eine Zeitlang entfremdeten Königshof Forchheim samt seiner Umgebung an die Bamberger Kirche und nennt als Pertinenz der wiedergewonnenen Güter culta novalia, bestellte Neugereute, die wir demnach sicher in der Umgebung Forchheims, dieses uralten Centralpunktes unserer Landeskultur zu suchen haben.

1) Siehe d. Urkunde b. Ussermann Episc. Bamb. 1801 cod. prob. p. 18 u. sämtlichen Neueren z. B. Looshorn 1, 122.

2) Jaffé, Mon. Bamberg. 497, Looshorn 1, 382. Die Ansicht Looshorns, dass seit der Gründung des Bistums bis um das Jahr 1059 sich viele Slaven im Bamberger Gebiet angesiedelt hätten, vermag ich nicht zu teilen.

3) Jaffé, Mon. Bamb. 502.

4) Mon. Boica 31, 158, Looshorn 1, 375.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ferner werden Neugereute erwähnt in der Urkunde vom Jahre 1071, nach der die Kirche von Banz mit allen ihren Gütern, namentlich zwischen Itz und Main gelegen, an Bamberg übertragen wird.

Besser und sicherer zu bestimmen nach Örtlichkeit, Veranlassung und mitwirkenden Kräften sind die zahlreichen und ausgedehnten Rodungen des 12. Jahrhunderts. Die edle Friedensthätigkeit des Bischofs Otto I., die Gründung und reiche Ausstattung von Klöstern, besonders die Arbeiten der wackeren Mönche von Ebrach, von Langheim, vom Michelsberg, das Wiederaufkommen eines freien Bauernstandes infolge der Kreuzzüge, die vielen und eingreifenden Besitzveränderungen gleichfalls infolge der Fahrten in das heilige Land, endlich nicht zum wenigsten der wirtschaftliche Aufschwung unter dem kräftigen Schutze des Staufers Barbarossa, alle diese Umstände trugen dazu bei, die Landeskultur zu befördern, die Rodungsarbeiten im Stiftsgebiet gewaltig zu beleben.

Bischof Otto I. schenkt 1137 den Gebrüdern von St. Getreu, einer Pertinenz des Klosters Michelsberg im Nordwesten hart an der Stadt 30 Tagwerk zur Anlage von Gärten und Baumfeldern. Ein Ministeriale der Bamberger Kirche, Konrad von Memmelsdorf, begabt 1144 das Ägidienspital mit einem grösseren Neubruch, vielleicht im Hauptsmoor gelegen. Bischof Eberhard II., gleichfalls wohlverdient um die wirtschaftliche Wohlfahrt seiner Unterthanen, überlässt dem neugegründeten Nonnenkloster zu St. Theodor (des Bischofs) im Jahre 1157 den Zehnt aller Neubrüche, die auf seine Kosten und unter seiner Regierung zu Gundelsheim im Nordosten von Bamberg angelegt werden. Das nämliche Kloster besitzt 1184 ganz in der Nähe dieses Dorfes Gundelsheim, bei Weichendorf einen stattlichen, mit nicht geringen Kosten angelegten Neubruch.

Weiter nach Osten gehend treffen wir um 1109 im Besitze des von dem heiligen Otto bestätigten und wohlfundier-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ten Stiftes St. Jakob Neugereute am Abfall des Jura gegen das Regnitzthal in der Nähe von Schesslitz. Auf dem Jura selbst roden die fleissigen Unterthanen von St. Getreu und diese Kirche wird in den Jahren 1172 und 1186 mit den Zehnten ihrer Neubrüche begabt.

Westlich der Hauptstadt in den Thälern des Steigerwalds sind seit 1126 die frischen und eifrigen Kräfte des neugegründeten Klosters Ebrach unausgesetzt bei der Rodungsarbeit in den die Abtei rings umschliessenden herrlichen Laubwäldern. Im Südwesten bei Höchstadt a. d. Aisch besitzt um 1176 das Kloster St. Theodor ein bedeutendes Neugereute.

Am umfassendsten aber und grossartigsten sind die von Bischof Eberhard II. angeordneten und mit mancherlei Hilfsarbeitern, darunter auch denen des Klosters Michelsberg durchgeführten Rodungen im Nordgebiet des Bistums, in dem urwaldartigen Frankenwald, der jetzt zum erstenmal kräftig in Angriff genommen und einer dichteren Besiedlung gewonnen wird. Man vergleiche dazu besonders die Urkunde von 1154 bei Looshorn 2, 421.

Es ist betrüblich, nach diesem frischen Aufschwung der Kultivierungsarbeiten im Stift einen entschiedenen Rückgang in dieser Beziehung wenigstens für die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts konstatieren zu müssen. Die Gründe dieser Erscheinung sind klar. Die Zeit des Bürgerkrieges zwischen Staufern und Welfen, die unruhige Zeit der meranischen Bischöfe waren den Werken friedlicher Kulturarbeit entschieden ungünstig. Über die inneren Unterschiede der Rodungen des folgenden Zeitraums, circa 1250—1350, gegenüber den Rodungen des 12. Jahrhunderts ist oben gesprochen worden.

Von den wenigen Urkunden, die das weitere Stiftsgebiet berühren, sind zwei noch zudem allgemein gehalten, Bullen des Papstes Innocenz IV. zur Bestätigung der Güter, Rechte und Freiheiten der beiden Klöster Langheim und Michels-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

berg. Die erstere, für die Cistercienser zu Langheim stammt aus dem Jahre 1249, die zweite für die Benediktiner auf dem Michelsberg aus dem Jahre 1251.[1]) In beiden ist mit der nämlichen Formel für die Neugereute, die vom Kloster selbst bebaut werden, Abgabenfreiheit zugesichert. Für das Kloster Langheim finden wir aus wenig späterer Zeit, aus dem Jahre 1271, eine Schenkung verzeichnet[2]) von zwei Gütern in dem Dörfchen Köttel auf der Jurahochfläche östlich von Staffelstein. Dabei werden ausdrücklich die Neugereute mit in die Vergabung eingeschlossen. Ältere Reutzehnte, die vielleicht noch auf Rodungen des 12. Jahrhunderts zurückgehen, sichert sich das Kloster Langheim im Mainthal bei Döringstadt und Neuses durch Urkunden von 1278 und 1291. (S. Looshorn 2, 803 u. 2, 817.) Solche schon länger bestehende Reutzinse werden auch in vereinzelten Urkunden für Kloster Michelsberg (1260) und für das Domkapitel (1276) von Rattelsdorf im Mainthal und von Frankendorf am westlichen Juraabhang genannt. (Siehe Looshorn 2, 758 u. 2, 775.)

In dem Gebiete westlich der Stadt Bamberg auf der Wasserscheide zwizchen Aurach und rauher Ebrach erfolgt im Jahre 1297 ein bedeutender Eingriff in den Waldbestand des sogen. Abtswaldes. Bischof Mangold von Würzburg, damals Grundherr dieser Gegend, schenkt den Zehnt dieser Neubrüche an einen seiner Ministerialen, Gundloch von Windecke[3]). (Windeck bei Burgebrach). Sicherlich noch in das 13. Jahrhundert fallen Rodungen an einigen Punkten des Hochjura und seiner Thäler um Hollfeld. Im April 1309 nämlich entscheidet Bischof Wulving den Zwist zwischen der Pfarrei zu Hollfeld und dem Stifte St. Gangolf über Neubruchzehnte von Stechendorf, Sachsendorf, Tiefenlesau, Breitenlesau, Zochenreut, Drosendorf und Hochstall. Die Ab-

1) Ussermann, cod. prob. 159 u. 163.
2) Ussermann, cod. prob. 173.
3) Siehe die Urkunde darüber Mon. Boic. 38, 170.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gaben sind endgiltig an das Stift St. Gangolf zu entrichten. (S. Copeibuch des Stifts St. Gangolf im hies. K. Kreisarchiv Nr. 156. 1. Teil Fol. 108 und Looshorn 3, 50.)

In der nämlichen Weise wie zu Ende des 13. Jahrhunderts setzen sich die Rodungen im Bereich des Hochstifts auch in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts fort. Nur fliessen unsere Nachrichten darüber reichlicher und eingehender. Zuerst mögen die zerstreuten Einzelnachrichten hierüber kurz besprochen werden.

Westlich und südwestlich der Stadt im Gebiete der beiden Ebrach und der Aisch besorgen drei Klöster, Ebrach, St. Theodor in Bamberg und das jüngere Schlüsselau die Neurodungen während dieses Zeitraums. Wir hören nämlich, dass der obengenannte Bischof Wulving mit Urkunden vom 20. Juni 1312 und vom 15. Juni 1315 den Klöstern Schlüsselau und St. Theodor in Bamberg den Reutzehnt auf den schon vorhandenen wie den in Aussicht genommenen Neubrüchen auf ihren Gütern zuspricht und so zu solcher Thätigkeit geradezu ermutigt. Was ferner das Kloster Ebrach betrifft, so entnehmen wir den Angaben des ältesten Klosterurbars von 1340,[1]) dass auch jetzt noch im Gebiete des Steigerwaldes manche Waldfläche urbar gemacht wird. So werden ausdrücklich „agri novales, qui possunt omni anno augeri“ erwähnt von Ober- und Unterschwappach am Zabelstein, ferner Abgaben von novalia in Wohnau (Wunnawe) gleichfalls am Fuss des Zabelsteins, dann von Manndorf westlich von Burgebrach, von Bernroth, Büchelberg, von Untersteinach bei Burgwindheim. Ja die Ebracher Rodungen greifen ganz nahe an die Stadt heran, in Herrnsdorf a. d. reichen Ebrach mögen sie sich mit denen der Bamberger berührt haben, wie mit dem in einer Urkunde von 1323. 14. Dez. (Looshorn 3, 86) erwähnten Neubruch bei Frensdorf, am Main bei Trunstadt (Ebracher Urbar l. c. p. 71) mit denen

1) Herausgegeben 1863 von Wegele in den Monumenta Eberacensia p. 68—141.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Michelsberger Mönche, die bei Viereth vor dem Jahre 1339 [1]) Neugereute anlegten.

Wie wir diese aus dem Ebracher Urbar entnommenen und erschlossenen Rodungen unbedenklich in die Zeit zwischen 1300 und 1340 setzen dürfen — nur wenige davon dürften weiter zurück in die Zeit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts reichen —, ebenso dürfen wir eine andere, noch weit zahlreichere Gruppe von Rodungen, die wir in den oben erwähnten Aufzeichnungen des codex Fridericianus erwähnt finden, in den nämlichen Zeitraum, zwischen 1300 und 1350 versetzen.

Die Angaben des codex Fridericianus nämlich über die Rodungen im Hochstift müssen, wie schon oben angedeutet, in drei Kategorieen geschieden werden. Eine erste Kategorie lässt nur ältere, in keiner Weise genau datierbare Rodungen erschliessen. Es wird stets nur der Ort genannt und beigefügt eine kurze Bemerkung über die decima novalium, ihren augenblicklichen Ertrag und ihren zeitlichen Besitzer (NB. c. 1350). Die ältesten dieser so zu erschliessenden Rodungen mögen wohl bis in das 1. Jahrhundert des Bistums zurückgehen, die meisten aber fallen in das 12. und das 13. Jahrhundert. Meist findet sich begreiflicher Weise bei diesen kurzen Angaben keine Bestimmung der Fläche. So werden altherkömmliche Reutzehnte an die fürstbischöfliche Kammer abgeführt von einigen Orten im offenen Mainthal: Breitengüssbach, Ebensfeld, Grundfeld. Reichlicher noch fallen derartige Abgaben an von den Dörfern am westlichen Jurarand: Reut bei Forchheim, Wernsdorf, Geisfeld, Melkendorf, Pödeldorf, Wiesengiech, Memmelsdorf. [2]) Auch von mehreren Ortschaften am Nordwestrand des Jura und auf den gegenüberliegenden Höhenzügen um die Itz werden Gefälle für frühere, schon länger unter Kultur genom-

1) S. 16. Ber. d. histor. Ver. Bbg. S. 115.

2) Man vergleiche dazu auch, was oben über Rodungen im östlichen Hauptsmoorwald gesagt ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mene Rodungen angemerkt, so aus der Umgegend von Zapfendorf, von Weissmain und Burgkundstadt, von Rattelsdorf und Döringstadt.

Im Westgebiet sind Einnahmen von älteren Gereuten verzeichnet bei Wachenroth, Frensdorf und Schornweisach.

Eine zweite Reihe von Nachrichten ist schon eingehender und bestimmter. Der Ort, das Mass der Rodfläche, und in vielen Fällen auch die Personen, welche die Rodung veranlasst oder ausgeführt haben, werden ausdrücklich genannt. Die letzteren erscheinen manchmal sogar als noch am Leben befindlich. Somit fallen diese Rodungen der Hauptsache nach gewiss in die Zeit zwischen 1300 und 1350 und sie sind es, von denen hier ein kurzer Überblick angereiht werden soll: Im Süden der Stadt treffen wir eine Neurodung im Tiergartenwald oberhalb Strullendorf. Weiter nach Osten gehend gelangen wir in das Gebiet des Jura. Dort wird am Nordrand und in den Thalbuchten gegen den Main zu um diese Zeit noch fleissig gerodet. So haben die Bauern von Oberleiterbach, Grundholden des Abtes von Kl. Michelsberg einen Wald gänzlich abgeholzt und die Fläche dem Pflug gewonnen: „iuxta dictam villam (sc. Oberleiterbach nö. v. Zapfendorf) est una foresta . . . per homines ipsius abbatis quasi totaliter in agriculturam redacta“. So finden sich Neugereute bei Kümmel, Kleukheim, im Dornauwald bei Stublang, bei Romannsthal östlich von Staffelstein. Und steigen wir auf die jetzt so waldarme Jurahochfläche, so begegnen wir auch hier einer rüstigen Bauernschaft, die mit der Axt und dem Pflug sich abgabenfreies Neuland gewinnen möchte. So heisst es p. 150 von dem Gemeindewald bei Hollfeld: „Item ibidem est una foresta, pertinens ad communitatem civitatis eiusdem (sc. Holvelde), de qua rustici diversorum dominorum plures agros extirpaverunt, de quibus dare deberent et censum et decimam, sed nichil dant. Fiat inquisitio de hoc“. In der Umgebung eines zweiten Jurastädtchens, Weissmain, wird gleichfalls von jungen Rodungen berichtet, z. B. von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lindach oder Lindig (Linteich): „Item in Linteich, quae est episcopi, habet Chunradus de Gyech ad 20 iugera agrorum, quorum medietas iam de novo est extirpata, quorum novalium decima est episcopi, sed predictus de Gyech occupat“. Oder von einer Flurlage Heglein ebenfalls im näheren Umkreis von Weissmain lesen wir p. 84: „Item an dem Heglein extirpati sunt ad 4 agros vel amplius, de quibus decima datur episcopo. Et colonus in weizmeun colligit“. Ganz auf der kahlen Höhe liegt jetzt südlich von Weissmain das Dörfchen Seubersdorf. Auch in dessen Umgebung lichtete man in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts den damals noch vorhandenen Waldbestand. Der Schreiber des cod. Frid. bemerkt p. 78: „Nota quod homines praedictae villae (sc. Seubersdorf seybolsdorf) in nemore dicto poppenreut extirpaverunt ad 7 agrorum iugera, de quibus novalibus tertiam partem decimae dant plebano in Melkendorf (bei Kulmbach), de residua parte, quae est domini episcopi, Heinricus Wolfstrigel se intromisit“.

Im Westgebiet des Bistums merkt sich der getreue Registrator der Einkünfte seines bischöflichen Herrn an, dass um Höchstadt a. d. Aisch „de nemoribus domini episcopi extirpati sunt agri circumquaque amplius quam ad 100 iugera agrorum“ und dass „Geylinch advocatus in hochstetten et fridericus wolfsdorfer extirpaverunt in foresta pertinente ad predictam villam (sc. Hesselberg sö. v. Höchstadt a. d. A.) circa 6 iugera agrorum, de quibus ipse advocatus iam dictus recipit censum et decimam“.

Ich kann mir nicht versagen, hier eine Stelle, gleichfalls dem cod. Frid. p. 253 entnommen, einzusetzen, die zwar nicht ausschliesslich von Rodungen spricht, mir jedoch geeignet erscheint, die Art der Wiederbesiedlung eines desolatum, einer Wüstung, somit auch mancher eingreifenden landschaftlichen Wandlung gut zu veranschaulichen. Der cod. Frid. sagt l. c.: „Preterea dominus episcopus habuit quoddam desolatum dictum alerspach. Et prefatus de vestenberch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

supplicavit episcopo, ut de sui licentia sua pecora posset pascere in eodem desolato. Quo sibi indulto ipse vestenberger subsequenter ligna eiusdem desolati vendidit et extirpando eadem in agriculturam redegit. In quibus iam plures rustici sunt instituti: De quibus episcopus posset, ut dicitur, habere annuos redditus ad 40 libras hallensium et ultra. et hec omnia et alia, quae prope hochsteten possident, tenent solum pro 7 ℔ hall. eis deputatis pro purchuta ut prefertur.“ [1]) Leider ist dieses desolatum Alerspach nicht nachweisbar, es ist wiederum der Verödung anheimgefallen, denn Ailersbach südlich von Höchstadt a. d. Aisch ist es wohl nicht. Die ganze Stelle findet sich im cod. Frid. nämlich unter der Überschrift Census advocatie super villa kyberndorf. Dieses kyberndorf ist aber ganz entschieden Kieferndorf nordöstlich von Höchstadt a. d. Aisch und in der näheren Umgebung dieses Ortes muss auch unser desolatum alerspach gesucht werden. Weit eingreifender und bedeutender noch als im Westgebiet des Bistums sind die Rodungen der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts an den Hängen der Hassberge und der Banzer Hügel mainaufwärts und des Steigerwaldes und wiederum der Hassberge mainabwärts von der Mündungsstelle der Regnitz.

Dort wo der Main bei Dörfleins den kecken, südöstlichsten Vorsprung der Hassberge umwindet, kennt der cod. Frid. (l. c. p. 45) einen stattlichen Wald, der bis zum Main herabgehend die reizvolle Hügellandschaft bedeckt. „De isto nemore isti de aufsezze et quidam cives Babenbergenses exstirpaverunt ultra 200 agros, de quibus neque decimam dant neque censum“.

---

1) Der verdienstvolle Haas in seiner Geschichte des Slavenlandes a. d. Aisch I, 104 kennt, benützt und übersetzt diese Stelle und fügt schliesslich bei: „Mehrere der hier als unbekannt, eingegangen und öde aufgeführten Orte scheinen durch die Kreuzzüge, welche ausser vielen edeln Geschlechtern auch sonst eine grosse Menge Volks verschlangen, eingegangen zu sein“.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weiter mainaufwärts am rechten Flussufer bei Döringstadt ist kurz vor 1348 stark gerodet worden. Das Kloster Langheim nimmt den Reutzehnt ein (l. c. p. 110). Des Weiteren hören wir, dass auch die Rodungen zwischen Main und dem Unterlauf der Itz in dieser Zeit noch nicht vollendet sind. Von der Flur des Dorfes Eggerbach nordwestlich von dem obengenannten Döringstadt heisst es l. c. p. 113: „Antiqua decima est canonicorum ecclesiae herbipolensis. Sed ibi extirpati sunt de novo circa 12 agros, quorum decimam conatur usurpare dominus de Reynstein, dicens pertinere ad antiquam decimam ibidem, quamvis iidem agri prius non sint culti". Und wieder von einer Nachbargemeinde, dem östlich von Eggerbach, hart am rechten Mainufer gelegenen Nedensdorf berichtet der cod. Frid. p. 97: „Item ibidem extirpati sunt agri ad 40 iugera, de quibus ad bona domini episcopi pertinent circa 24 agri, reliqui ad bona domini abbatis in Pantz. Decima vero novalium cum antiqua decima a praenotatis (sc. wolframo de Redwitz et haider civi babenbergensi) recipiuntur, qui a prima extirpatione dictorum agrorum se de ea intromiserunt. Hanc decimam novalium rustici de villa eadem taxare noluerunt".

Noch mehr Ärger und Verdruss als über diese widerrechtlichen Usurpationen empfindet der brave Verfechter der Rechte seines Bischofs über die schwierigen Verhältnisse mainabwärts dort, wo Steigerwald und Hassberge in den reichen Maingau gegen Hassfurt hin abfallen. Seine Darlegungen zeigen uns das interessante Bild, wie Ritter, Bürger und Bauern um die Wette bemüht sind, zu roden, Felder, Wiesen und Weinberge neu anzulegen. Die Rechtstitel dieser Unternehmer sind keineswegs die besten, die Motive ihrer Thätigkeit nicht die reinsten, aber unter ihren fleissigen Händen wandelt sich das Waldland der Steigerwald- und Hassbergabhänge mehr und mehr zur freundlichen Kulturlandschaft um.

Man höre nun die näheren Ausführungen unseres cod. Frid. p. 284—298. In Zell westlich von Eltmann am

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fuss des Schlosses Ebersberg sind kürzlich novalia angelegt worden. Sie sind an 13 Bauern verteilt, die von dem Ertrag dieser Neugereute Geld- und Naturalabgaben leisten. Der Vogt in Ebersberg beansprucht widerrechtlich diese Leistungen. In dem benachbarten Westheim bestehen gleichfalls grosse Neugereute am Abfall des Steigerwaldes zur Mainebene. Auch hievon sollte der Bischof von Bamberg als Lehensherr die Abgaben empfangen, die wiederum der Vogt von Ebersberg sich widerrechtlich aneignet. In dem Städtchen Zeil legen die Bürger neue Weinberge vineae novales in ziemlicher Anzahl an, daneben Neubrüche agri novales. Sogar eine Abgabe von einem parvus ortulus novalis, 1 hall., findet sich notiert. Die Namen der zinspflichtigen Bürger Zeils sind genannt, bei einem derselben, Chunradus Leimbetter ist noch bemerkt: „Item eidem locatus est ager unus ad extirpandum, de quo similiter dat 6 hall.“ Schliesslich lesen wir noch von diesen Rodungen bei Zeil: „Nota, quod census impositus novalibus fuit eis impositus ipsis existentibus incultis, sed ipsis iam extirpatis et in culturam redactis potest census augmentari“. Diesen Bemerkungen lässt der Schreiber des cod. Frid. p. 297 noch ein eigenes Kapitel folgen mit der Überschrift „Alienata in Officio Zeil“, das untenstehende, die Verhältnisse hübsch beleuchtende Stellen bietet: „Item quando ulricus de wisentawe[1]) fuit Castellanus in Zeil, habuit limitationem cum civibus in hasfurt, quantum ad terminos ipsorum et bonorum pertinentium ad communitatem villae zeil. Sed subsequenter prefati cives occupaverunt et extirpaverunt de bonis addictis communitati villae zeil amplius quam ad 100 iugera agrorum“. Fast die nämliche bedeutende Fläche eignen sich die Hassfurter in der nächsten Nähe zu: „Jam desolatum dictum

1) Ein Ulrich von Wiesentau tritt 1305 und 1308 als Urkundenzeuge auf. In einer Urkunde vom 30. Okt. 1310 unterschreibt als Zeuge „Ulreich der alte von Wisentave“. 1325 kommt ein Herdegen v. Wisentawe, wohl ein Sohn Ulrichs vor.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Startz (bei Zeil) redactum est per totum in prata, quod pleno iure est episcopi, et de pratis et agris eiusdem desolati cives in hasfuert usurpaverunt sibi amplius quam 100 iugera agrorum et pratorum". Dazu drängen sich einige Adelige in bischöfliche Rechte und Besitzungen bei Zeil ein. Pag. 298: „Item Chun[1]) puntzendorfer et Heintz[2]) et karolus de Schownberch tenent antiquas decimas vinearum et agrorum in zeil, quas dicunt se habere in feodum a domino de henneberch et huiusmodi praetextu recipiunt similiter decimas novalium tam agrorum quam vinearum ibidem, asserentes eas ad antiquas decimas pertinere, quod non est verum, quia huius modi novalia de antiquis et incultis nemoribus domini episcopi sunt extirpata. huiusmodi etiam decimae novalium sunt vel cito erunt meliores antiquis, sicut fertur". Am meisten aber entrüstet sich unser biederer Gewährsmann, der Schreiber des cod. Frid. über unberechtigte Rodungen der Bauern von Neubrunn und besonders von Krumm, zwei Dörfern nördlich und nordöstlich von Zeil, am Rand eines grossen Forstes gelegen. Von der Bauernschaft zu Krumm sagt er deutlich und derb: „rustici de krummen (Krumm) extirpaverunt plura novalia retro montem dictum krummenstain in loco dicto puech asserentes locum eum ad dotem suae parochiae pertinere, sed mentiuntur, quia idem locus ad episcopum pertinet pleno iure".

Noch manchfachen, anziehenden Stoff zur Geschichte der Landeskultur könnte man dem im vorhergehenden ausgebeuteten codex Fridericianus entnehmen, namentlich auch speziell für das Territorium des Frankenwaldes. Für die nun zu besprechende Folgezeit werden wir derartige eingehende Angaben nicht selten schmerzlich vermissen.

1) Ein Chunrad v. Puntzendorf 1308 urkundlich erwähnt s. Looshorn 3, 15, wohl nicht der unsrige.

2) Ein Heinrich v. Schaunberg 1354 urkundlich erwähnt s. Looshorn 3, 253.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts und das stürmereiche 15. Jahrhundert bringen dem Bistum allerlei Zwist und Unfrieden im innern, schwere kriegerische Bedrängnisse von aussen. Es genügt, an den Städtekrieg zu Ende des 14. Jahrhunderts, den Hussiteneinfall, die Fehde mit den Würzburgern zu erinnern. Andererseits waren die Irrungen zwischen den Stadtbürgern und dem Bischof v. Rotenhan, die unzähligen kleinen Zwistigkeiten mit der Ritterschaft, die Kämpfe der Ritterschaft unter sich sicherlich nicht dazu angethan, die friedliche wirtschaftliche Thätigkeit zu ermuntern und zu unterstützen. Gleichwohl fällt in diese anderthalb Jahrhunderte manch bedeutender Fortschritt in der Landeskultur. Noch erfährt das Landschaftsbild durch die Thätigkeit der Inwohner manche einschneidende Änderung. So dauert auch die Arbeit des Waldrodens überall im Stift noch fort, wenn auch nur in bescheidenem Masse und kleinere Flächen mehr gelegentlich angreifend. So überlässt um 1350 ein Bamberger Bürger, Ulrich Mehlmeister, ein Holz zu Fursdorf, jetzt Hof Förssdorf südlich von Burgebrach, dem Kloster Ebrach zum Ausroden. (S. Haas, Gesch. des Slavenlandes a. d. Aisch Bd. II, S. 3.). Eine Urkunde des Klosters Michelsberg vom Jahre 1357 bekundet, dass Jörg von Wiesentau 12 Äcker „in der Awe“ zwischen Bigen und Rattelsdorf zur Urbarmachung übernommen habe. Dieser Flurname lässt es unentschieden, ob damit ein Auenwald am Main oder Grundstücke im Schwemmland des Flusses gemeint sind. Schon 1358 ist die Rodung des Wiesentauers zu ende geführt (s. die Urkunde bei Looshorn 3, 620 u. 621). 1359 wird in Schnaid auf der Wasserscheide zwischen reicher Ebrach und Aisch eine neue Pfarrei errichtet und unter anderem mit allem „Zuwachs der Reutzehnte“ begabt (s. die Urkunde bei Looshorn 3, 301). Aus dem Jahre 1431 findet sich in dem Urkundenbuch des Abtes Andreas von Kloster Michelsberg (Regesten daraus von Schweitzer, 17. Ber. des hist. Ver. Bbg.) ein interessantes Dokument, das et-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

was genauer als die bisherigen Urkunden auf die Vornahme einer Rodung in der Nähe des uralten Ortes Dörfleins eingeht: „Wir hermann erwelter Abt, wigeles prior und convent auff dem Munchberg bekennen, das Abt Lambrecht sel. (1405—1431) unsern armen leutten Ecker im Muncholtz bei dorffleins (jetzt noch dort ein „Mönchschlag") umb zins, gultt, huner und zehenden vererbt hat, dye gerewtt werden sollten zu weinwachs und stockrecht und zu bawmfeltt, was dazu getuget, das aber von Inn nicht ganz verbracht ist. Wir bestimmen also, das alle armen lewte die zins jerlich reichen sollen, und den zehnten aller Frucht, das nicht weinwachs ist. Die ersamen die zu rewten haben sind: Ullein endres sol 2 Acker belegen und stockrecht machen (d. h. zu einem Weingarten umroden und geeignet zur Aufnahme von Fechsern machen) und ein acker zu pawmfelde. Item henslein flewgart $^1/_2$ acker belegen und stockrecht und $^1/_2$ acker zu pawmfelde machen. Item Ullein forsche soll 1 acker belegen. Item der lang Grell soll $^3/_4$ belegen und $^1/_4$ zu pawmfeld machen. Item hermann han sol 1 Acker belegen und $^1/_4$ zu pawmfeld machen. Die alle sollen noch 4 Jar gefreyt seyn, aber dann den zehent geben. So soll peter enndres 1 acker belegen und stockrecht machen und $^1/_2$ Acker zu pawmfelt und 5 Jar gefreytt seyn." Somit erfuhr der uralte Weinbau auf den Ausläufern der Hassberge unmittelbar nach dem Einfall der „Hussen" eine stattliche Vermehrung auf Kosten des Waldes, der dort die schönlinigen Hänge gegen den Main herab bedeckte. Und diese Rodung muss in den folgenden Jahrzehnten sogar noch vergrössert worden sein, denn 1482 erhalten drei Bauern aus Hallstadt vom Michelsberger Abt Ulrich (1475—1483) „zu rechtem Erbrecht gelihen 2 Newecker Weingarten bey Dorfleins in Monchholtzs gelegen" (s. Schweitzer l. c. S. 165). Hier mag die Erwähnung eingeschaltet werden, dass die Bedürfnisse des Weinbaus im Jahre 1433 zwei Häckerfamilien zu einer Neusiedelung hinter der Altenburg veranlassten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bis 1462 erwuchs daraus „die Wildensorg“. Die interessanten Urkunden über diese Gründung s. bei Österreicher, Die Altenburg, Beil. S. XXXIII.

Häufiger noch als die Zeugnisse, welche die Anlage einer Rodung in unserem Zeitraum direkt konstatieren, sind jene Urkunden, welche Gereute, Reutäcker, Reutwiesen als Kauf- und Tauschobjekte oder nur beiläufig erwähnen. Sie lassen immerhin den sicheren Schluss zu auf nicht allzuweit zurückgehende Rodungen. Nicht ferne der Hauptstadt lagen die 1393 erwähnten „Reutwiesen am Bruderholtz“ (s. Looshorn 3, 466), deren Erträgnisse sich das Domkapitel vorbehielt und die Rodäcker am Sentberg (Centberg) unterhalb des „Rennsteigs“ (der „hohen Strasse“ oberhalb Dörfleins). Die letzteren kommen vor in einer Urkunde des Kopialbuchs von St. Stephan. Ebendaselbst erscheinen 1396 „Reutäcker“ zu Melkendorf „jenseits des Hautschmors“ urkundlich. Es ist hier vielleicht der Hinweis am Platze, dass sich der erstere Flurname „Rodäcker“ nördlich von Oberhaid unterhalb der „hohen Strasse“ in dem „Rothenäckerholz“ und der letztere in der „Röthen“ nördlich von Melkendorf bis auf den heutigen Tag erhalten zu haben scheint. Um das Jahr 1466 klagt Bischof Rudolf von Würzburg in seinen Beschwerden gegen den Bamberger Bischof Georg von Schaumberg, dass Bamberg grossen Schaden thäte „an den Neugereuten am Kreberg (wohl Kraiberg nordwestlich von Rattelsdorf), zu Reckendorf, Neuses (wohl Reckenneusig), Scheffthal, am Rauenberg, zu Dörfleins. Siehe Haas, Gesch. des Slavenlandes an der Aisch II, 134. Im Mainthal bei Ebensfeld weist uns eine Urkunde des Bischofs Lampert vom 16. Mai 1379 „Neugereute in der oberen Altach“ nach. (S. Looshorn 3, 361 u. , 62.) Auch hier deutet der Flurname, wie oben bei Rattelsdorf, entweder auf Auenwälder oder auf Schwemmland in der Flussniederung. Wenig südwestlich von Ebensfeld am Rande des Itzthales liegt das Örtchen Medlitz. Dort werden 1360 Reutäcker an das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kloster Michelsberg abgetreten. Auf dem Hochjura kommen unter dem 15. August 1376 „Reutäcker gelegen in dem Haydengarten unter dem Kottigast“ in den Besitz des Klosters Langheim. (S. Looshorn 3, 693.) Am südöstlichen Jurarand bei Ebermannstadt sind die Rodungen gleichfalls nicht vollendet, wie eine Urkunde des Stifts St. Stephan vom Jahre 1374 beweist. Im Südwestgebiet nahe der Aisch werden in der Markung einer der allerältesten Niederlassungen des Stifts, Etzelskirchen, noch im Jahre 1482 vom Kloster Michelsberg „Reutecker“ verkauft.

In dritter Linie bezeugen manchfache Kauf- und Tauschgeschäfte, die mit Reutzehnten während unseres Zeitraums gemacht werden, die Thatsache des Fortgangs der Rodungen in allen Teilen des Stifts. Im Jahre 1355 verleiht Bischof Leupold dem Kloster Langheim „die Reuthzehnt zu dem Newendorf und zu Wunkkendorf“. (S. Looshorn 3, 685.) Beide Orte liegen südlich von Weissmain auf der kahlen wasserlosen Jurahochfläche. Ein hübsches Zusammentreffen ist, dass der codex Fridericianus p. 81 gerade von Wunkendorf anmerkt: „ibi assidue novalia extirpantur“. Daraus erhellt also, dass um 1348 die Rodung noch im Gange, 1355 aber abgeschlossen war, und der Waldbestand des Jura auf sehr exponierter Fläche eine Verringerung erfahren hatte. In den Südosten des Bamberger Jura führt eine Urkunde von 1373, die ein Tauschgeschäft mit einem „Reutzehenden“ zu Poppendorf (südlich von Ebermannstadt) berichtet. (S. Österreicher, Neue Beiträge 6, 51.) Hochwichtig aber für unsere Kenntnis der topographischen Verhältnisse des Jura im Nordwesten an dem Abfall gegen Main und Regnitzthal ist jener wohlbekannte Kaufvertrag zwischen Bischof Lampert von Bamberg und dem Grafen Johann von Truhendingen, datiert von Bamberg, den 10. April 1382. (S. Looshorn 3, 375). Dort lesen wir, dass der Graf an den Bischof unter anderem ablässt „den halben Theil an den Rewttzehenden“ in einer Reihe von Ortschaften, alle um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schesslitz in dem westlichen Vorland zwischen Jura und dem Regnitz- oder Mainthal gelegen, wie Kirch- und Windischschletten, Zapfendorf, Wiesengiech, Zeckendorf, Demmelsdorf, Köttensdorf, Kremmeldorf, dann aber auch in einer Anzahl von Dörfern auf dem Hochjura, wie Kübelstein, Ludwag, Steinfeld, Eichenhüll. Die Fluren der beiden erstgenannten Orte Kübelstein und Ludwag gehören heutzutage zu den kahlsten und waldärmsten jener Gegend. Etwas besser ist die Hochfläche um Steinfeld und Eichenhüll noch mit Wald, wenn auch in grossen Lücken, bestanden. Wir haben also in diesem Kaufbrief wiederum ein Dokument, das uns auf bedeutende Waldabnahme im Vorgelände des Jura wie auf der Hochfläche zu schliessen erlaubt und uns die Zeit der Entwaldung ungefähr angibt. Auch die weiteren Angaben der Urkunde sind belehrend. In Laibarös, Poxdorf, Gräfenhäusling, Wattendorf, Schneeberg, Weichenwasserlos, Stübig, Burglesau hat Graf Johann nicht etwa Reutzehnte wie in den obengenannten Orten, sondern Gefälle an Korn und Haber abzutreten. Nun liegen aber die fünf erstgenannten von diesen acht Dörfern (Laibarös bis Schneeberg) in kahlster Lage auf dem Hochplateau des Jura. Aus der Angabe der Urkunde dürfte man darauf schliessen, dass schon um 1382 dort keine Wälder mehr zu roden waren, denn sonst würden gewiss Reutzehnte auch von diesen Orten erwähnt sein. Der Charakter der Landschaft mag also um jene fünf Dorfschaften herum schon vor einem halben Jahrtausend der nämliche gewesen sein wie heutzutage.

Im 15. Jahrhundert wurde mit Reutzehnten gehandelt, ohne dass man sich über den Grund der Abgabe, die Vornahme einer Waldrodung, noch Rechenschaft gab oder zu geben wusste. So verkauft im Jahre 1478 Heinz Marschalk zu Raweneck an Kloster Michelsberg seinen „Zehend zu Echerbach“ (Eggerbach nördlich von Rattelsdorf) „den Reutzehent genannt“. In dieser Weise bildeten Reutzehnte oder Reutzinse, die ehedem auf alte, nach Zeit und Ort der Anlage

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kaum mehr bekannte Rodungen gelegt worden waren, ein Handelsobjekt noch bis in das letzte Jahrhundert des Bistums hinein. Die Hofkammerrechnung z. B. von 1576 und den folgenden Jahren registriert Einnahmen von Reutzinsen zu „Geissfeld und Memmelssdorf". Ähnliche Notizen finden sich vielfach zerstreut, zuletzt noch in dem Bamberger Ortslexikon von Roppelt 1801, das uns manche dankenswerte Aufklärung über Orts- und Besitzverhältnisse gibt.

Immerhin aber kam eine Neurodung — wie schon oben bemerkt — auch im 16. Jahrhundert, im 17. namentlich nach der jammervollen Kriegszeit, ja auch später noch bis in die neueste Zeit gelegentlich vor. Daneben aber mehren sich die Klagen über Waldverwüstung und Holzabnahme, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnen die Anläufe zu einer rationellen Forstwirtschaft im Stift. Dann zeigen sich um die Zeit des siebenjährigen Krieges ausser oft wiederholten polizeilichen Schutzverordnungen auch positive Bestrebungen zur Hebung der Bodenkultur und Waldwirtschaft. Die Fürsorge der letzten beiden Fürstbischöfe suchte auch in dieser Hinsicht die Landeswohlfahrt zu fördern. So trat das Bistumsgebiet unter eine neue Herrschaft und in eine neue Periode wirtschaftlichen Aufschwungs. Im Jahre 1819 darf Pfarrer Haas von der Umgegend Höchstadts a/A. schreiben, „dass nichts mehr neu zu kultivieren ist". Aufforstungen treten an die Stelle der Rodungen, der arg dezimierte Waldbestand gewinnt wieder an Fläche, zu geschweigen von den Vorteilen des besseren Betriebs. Doch wir greifen vor. Am Ende unseres gedrängten Überblickes über die Geschichte der Waldrodungen im Stift mag eine Reihe von Notizen über die näheren Umstände bei der Vornahme einer solchen Urbarmachung Platz finden, wie sie sich zusammenstellen lässt aus den Angaben der Hofkammerrechnungen der Jahre 1586—1588. Es handelt sich um die Ausrodung einer Waldparzelle an der Altenburg. Namentlich die Art der Verwendung des gewonnenen Neubruchlandes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist interessant und darf wohl als typisch für viele Rodungen angesehen werden. Georg Dinst, der „Cammermaister", trägt in der Rechnung von 1585/86 vor: „125 fl. 5 ℔ 2 dl. verrechnet Vogt und Weingartsmann uf Altenburg für 1029 Taglohn zu 30 dl., haben bemelte Tage uf der Altenburg im gehöltz daselbsten aussgereut und 43 weibertaglohn zu 14 dl., die haben das holz zusamgetragen, mer 6 ℔ für 60 schock widen, so darzu verbraucht worden. Abgerechnet den 10. März 1586." Ferner lesen wir dort: „8 fl. 1 ℔ 9 dl. verrechnet idem Weingartsmann uff der Altenburg für 63 welsche und 123 wilde junge stemmer, in obbemelt gereut zu setzen." „47 ℔ eidem Weingartsmann für sovil Taglon (1 ℔ = 30 dl.) von dem gereut zu hacken, darein 7 Simer Haberns geseen worden. Abgerechnet den 5. April 1586." Die Haberernte nimmt ebenfalls der Weingartsmann vor und wird dafür entlohnt. Im März 1588 werden ausgezahlt an einen Händler von Langensendelbach 4 fl. „für 100 junge sezbaum. Hatt Weingartsmann uf der Altenburg also mit Vorwissen eines Cammermeisters zur Notturft des Neuen gereuts um Altenburg erkauft". In das Neuland war aber für 1588 auch Korn und Dinkel gesät worden. Der Drusch der beiden Getreidearten ergab im Herbst 1588 $14^1/_2$ Simri Korn und 16 Simri Dinkel. Von Forchheim werden 1589 und 1590 im Frühjahr „300 welsche, junge Bäum" überschickt, wohl aus den Baumschulen zu Langensendelbach, die in das Neugereut auf der Altenburg gesetzt werden. In dieser Weise also mögen auch anderswo vielfach blühende Obstbäume und wogende Getreidefelder den Wald verdrängt haben.

Es bleibt uns nun schliesslich noch anhangsweise zu behandeln die Bedeutung der Orts- und Flurnamen unseres Gebietes für die Erkenntnis der topographischen Wandlungen und Umgestaltungen, wie sie in demselben im Laufe der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahrhunderte sich vollzogen haben. In erster Linie kommen dabei in betracht die zahlreichen Namen auf -reut, rod, roth, röth, ried und ähnliche, die allbekanntermassen auf eine Rodung, in den meisten Fällen sicher eine Waldrodung hinweisen. Mit den Namen allein aber ist eben nur die Thatsache, dass der betreffende Ort seine Flur oder doch gewisse Flurteile dem Walde abgewann, wahrscheinlich gemacht. Erspriesslicher für eine historische Betrachtung ist es, wenn wir der Geschichte des Ortes bis zu seiner ersten Erwähnung nachgehen können und so einen bestimmten Anhalt für die Zeit der in Frage stehenden Gründungsrodung gewinnen. Nur zu oft aber geschieht es, dass uns bei den einzelnen Ortsnamen unsere Quellen im Stiche lassen, und wir müssen billiger Weise mit einigen Teilresultaten uns begnügen.

Von den ungefähr 1200 Wohnorten des ehemaligen Bamberger Bistums sind es an hundert, die ihren Namen auf eine Rodung zurückführen lassen. Am reichsten an solchen Ortsnamen ist der Frankenwald. Im Juragebiet stossen wir an den Abfällen, namentlich gegen Norden und Nordosten und an den Thalrändern nicht selten auf die bezeichnenden Zusammensetzungen mit -reut, -rot u. s. w. Der Hochjura aber ist sehr arm an solchen. Im Westgebiet, dem Vorland des Steigerwaldes, treten sie überall auf, aber keineswegs dichtgedrängt. Die Ortsnamen des Main- und Regnitzthales dagegen zeigen einen ganz anderen Charakter. Wohl aber erscheinen wieder einige Namen mit -rot und -reut im ehemaligen Banzgau. Zu den ältesten Namen dieser Art zählt Wachenrot im Thal der reichen Ebrach, im Fulder Urkundenbuch schon um 900 vorkommend. Gleichfalls noch in die Zeit vor der Gründung des Bistums gehen nach der nämlichen Quelle Gnellenrot und Tiefenrot bei Banz zurück. Die Urkunden des 11. Jahrhunderts nennen nur wenige hiehergehörige Orte in unserem Gebiete wie Geutenreut bei Weissmain oder Reutlos bei Kirchschletten im Jahre 1017,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Reut an der Wisent und Troschenreut bei Pegnitz im Jahre 1062. Im 12. Jahrhundert aber tauchen mit den reichlicher fliessenden Quellen die Dorfnamen auf -reut weit häufiger auf.

Der Stiftungsbrief des hl. Otto für St. Jakob in Bamberg vom Jahre 1109, seine Gründungsurkunden für Kloster Michelfeld vom Jahre 1119, für Kloster Ensdorf vom Jahre 1139, dazu noch eine Reihe Privaturkunden aus der Zeit der Nachfolger des hl. Otto enthalten eine Fülle von solchen sprechenden Ortsnamen. Allerdings gehört eine grosse Zahl derselben in das nordöstliche Oberfranken, die Kulmbach-Bayreuter Gegend und in die benachbarte Oberpfalz. Doch sind auch Namen aus allen Gebieten des engeren Hochstifts genannt, wie Wingersreut, jetzt Wingersdorf im Südwesten 1109, Gärtenrot 1137 im Nordosten, Rot bei Kl. Langheim 1142; im Gebiet von Ebrach Birkenrod um 1150; auf dem Jura bei Hollfeld Zochenreut 1182. Im 13. Jahrhundert begegnen wir in den bambergischen Urkundenregesten den Bezeichnungen der Niederlassungen auf -reut fortwährend und in ziemlicher Menge So erscheint ein Reut in der Gegend von Wachenrot 1217, Helfenrot bei Rattelsdorf 1221, Kümmersreut auf der Hochfläche des nördlichen Jura kommt 1230 als Cunemundisruot vor, 1255 das nicht allzuweit davon entfernte Herzogenreut Hertzogenruit. Drei andere Juraorte, Krappenrot bei Lichtenfels, Bernreut bei Weissmain, Schlappenreut bei Schesslitz, werden 1270, 1280, 1299 angeführt als Craphenrode, Bernruth, Slapansgereute. Im besonderen Masse belehrend für die Geschichte der Besiedlung und Namengebung im 13. Jahrhundert sind zwei Urkunden des Dompropstes Boppo zu Bamberg aus dem Hause der Meranier, in die Jahre 1231 und 1237 fallend. In der ältern von 1231 übergibt der Genannte dem Bamberger Domkapitel das bei der Stadt Bayreut gelegene neue Dorf, dem er selbst den Namen der hl. Chunegundis gegeben (Kunegundegeroute, später Cunreut, jetzt Connersreut nördlich von Bayreut). Die zweite Urkunde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von 1237 enthält lediglich eine Erweiterung und Bestätigung der Schenkung vom Jahre 1231 und nennt ausdrücklich den Namen des Dorfes Sende Kunegundegeroute. Es ist somit erwiesen, dass in nächster Nachbarschaft des Bamberger Gebietes die Dorfgründung im 13. Jahrhundert noch ihren Fortgang nahm und dass man bei solchen Neusiedlungen in die auf -reut ausgehenden Namen gerne eine Erinnerung an die Urbarmachung im Waldgebiete legte.

Das 14. Jahrhundert vollends bringt in seinen Quellen eine fast verwirrende Menge der Ortsnamen, die auf eine Rodung zurückweisen. Einzelne anzuführen ist überflüssig. Es genügt zu wissen, dass fast die sämtlichen einschlägigen Ortsnamen des Hochstiftes, wie sie jetzt noch bestehen, in dem Zeitraum zwischen 1300 und 1400 irgendeinmal urkundlich genannt werden. Aus dem Rechtsbuch des Bischofs Friedrich wäre sogar eine Anzahl von hiehergehörigen Namen in allen Teilen des bischöflichen Gebietes zu nennen, die seitdem untergegangen sind. Doch war mit dem Schlusse des 14. Jahrhunderts die Ortsgründung immer noch nicht zu Ende gediehen und es ist sicher, dass einzelne Namen wie Köstersgereut und Tempelsgereut im Westen, Volkmannsreut im Osten erst einer späteren Zeit entstammen.

So häufig sich in unserem Gebiet die ebenbesprochenen Ortsnamen auf -reut finden, so selten kommen vor jene verwandten Bezeichnungen, die vom Schwenden des Waldes hergenommen sind. Ich kenne von solchen nur Geschwand auf dem Jura bei Egloffstein und ein Schwand bei Stadtsteinach im Frankenwald. Viele scheinbar hiehergehörige Namen wie Forstschwind bei Zentbechhofen, ja auch Waldschwind bei Ebrach gehen vielmehr auf die alten Ansiedler, die Vinidi, Winden zurück. Dagegen mögen Stöckach bei Gräfenberg, schon in einer Urkunde von 1062 genannt, und mehrere Stöcken bei Kronach mit ihren Namen wohl auf eine Rodung zurückzuführen sein.

Den einstigen Waldreichtum des Bamberger Landes be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weisen aber auch jene manchfachen Zusammensetzungen der Ortsnamen mit -loh, heid, holz, hag und andern Grundwörtern verwandter Bedeutung, die zugleich Zeugnis geben von der reichen Fülle der Waldbezeichnungen unserer Altvordern, ihrer Waldliebe und Waldfreude. In dieser Beziehung bildet der Frankenwald ein Sondergebiet. Eine überaus stattliche Zahl der dort gelegenen Ortschaften zeigt mit -grün zusammengesetzte Namen. Die wahrscheinlichste Erklärung stellt dieses -grün zu ahd. gruoni viridis, gruonî virectum, so dass damit recht treffend die Siedelungen in der grünen Einsamkeit des erst im 12. Jahrhundert kräftig gelichteten Waldgebietes bezeichnet sind. Gut stimmen dazu auch andere Ortsnamen des Frankenwaldes wie Flurholz, Poppenholz, Forstlohe, Vorder- und Hinterloh, Löhlein, Hain, Haid, Schlegelsheid, wie sie um Kronach und Wallenfels herum sich vorfinden. Doch auch auf dem waldarmen Jura und den noch immer gutbestandenen Steigerwaldabfällen treffen wir solche Namen. Von den Juraorten sei genannt der Weiler Hardt bei Wichsenstein, die Wüstung Wolfsheid bei Gössweinstein, die Örtchen Langenlohe, Nennerhaid, Schönhaid bei Weischenfeld, das Dörfchen Loch nordwestlich von Hollfeld, schliesslich am äussersten Nordrand des Gebirges Wolfsloch, schon im Jahre 1142 urkundlich erwähnt. Im Westgebiet um Aisch und Ebrach deuten Namen wie Hochholz, Tanzenheid, Hag, Heid, Breitenlohe, Hardhof, Holzberndorf gewiss auch auf die Entstehung der Ansiedlungen im dichten Waldland hin.

Neben solchen Ortsnamen dürfen in Hinsicht auf die Geschichte der Landeskultur wohl auch die mit Pflanzen-, vornehmlich Baumnamen gebildeten Ortsbenennungen in unserem Gebiet ein gewisses Interesse beanspruchen. Es sind deren nicht wenige. Die Eiche erscheint in Eichig (Eychich 1308) und Eichenhüll (Eychenhül 1382) auf dem Hochjura,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Eichenbühl und Eichenberg im Frankenwald, vielleicht auch in Eicha an der Koburger Grenze und dem Eichenhof im Thal der rauhen Ebrach. Der Buche begegnen wir in dem uralten Buchenrod im ehemaligen Banzgau, in Buchau (1380 Pucha) auf dem Jura, wohl auch in Wüstenbuch bei Ebrach und im einen oder anderen der häufig vorkommenden Buch. Die Linde erweist sich vielfach als namenbildend z. B. in Lindenau an der Meiningenschen Grenze, ehedem mit seiner Salzquelle im gemeinschaftlichen Besitz der beiden Klöster Ebrach und Langheim, 1151 Lindenowa geheissen, ferner in den verschiedenen Lindach und Limbach, eine Urkunde von 1109 nennt ein Lintpach, dessen Lage nicht sicher zu bestimmen ist, in Linden auf dem Jura und unfern der Aisch, in Grünlinden im Frankenwald, in Lindenberg und etwa auch in Lindelbach im Ostgebiet. Zur Erle dürfen wir ziehen Erlau im Aurachthal, Erlach an der Mündung der reichen Ebrach, den Erlhof bei Döringstadt, sowie das fremdklingende Erlastruth bei Gräfenberg (v. ahd. struot Gesträuch). Zweifelhaft sind Ellern, Ellersdorf, Allern. Die Birke finden wir in den mehrfach erscheinenden und manchfach differenzierten Birkach, Birkig, in Birkenrod, einer Wüstung bei Ebrach, in Birkenreut bei Ebermannstadt, umgestaltet auch in Würgau, Bircheh 1216, 1308 Pirchew, 1382 Birgaw. Nicht selten auch tritt die Esche in Ortsnamen auf. Escinebach, Eschenbach bei Eltmann, wird 1023 genannt, 1136 Ascabach, Aschbach an der reichen Ebrach, ungefähr um die nämliche Zeit auch Eschenau und Eschenfelden. Ganz vereinzelt erscheint die Ulme in Ilmenau südlich von Kloster Ebrach. Ein Ilminowa, möglicherweise das unsrige, lesen wir in einer Urkunde des Jahres 1175. Die Dörfer Kirchahorn und Freiahorn in einem lieblichen Jurathal bei Weischenfeld verdanken gewiss dem schönen Laubbaum ihren Namen, wie denn schon im Jahre 1017 ein Edler von Ahornen als Urkundenzeuge auftritt. Bei Espig, einem ausgegangenen Örtchen der Jurahöhe bei Wattendorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

könnte man an die Espe denken, wenn nicht etwa Espan, Gemeinweide, in Frage kommt. Ob Elsenberg bei Forchheim mit Else = Sorbus oder mit einem Eigennamen gebildet ist, wage ich nicht zu entscheiden. Sicher aber hat der mythische, weitverbreitete Haselstrauch Veranlassung gegeben zu Namen wie Haselbrunn, Haselstauden, Hasslach und dürfte auch in manchem Hesselberg, Hesselbach und ähnlichen nachzuweisen sein.

Von der Masse der Obstbäume kommt als namengebend in betracht vor allem der Apfelbaum. Wir haben im Südgebiet nahe der Schwabach ein Affalterbach, im Jahre 1062 urkundlich bezeugt, bei Egloffstein ein Affalterthal, bei Kulmbach einen Weiler Affalterhof. Höchst wahrscheinlich gehören auch Effelter nördlich von Kronach und Effeltrich bei Forchheim hieher. Im Frankenwald und wieder nahe der Aisch treffen wir den Ortsnamen Birnbaum. Das erstere Örtchen heisst 1350 Birbaums. Beide sind doch wohl nicht anders zu erklären als von einer Feldlage, die nach dem beliebten Obstbaum, dem Begleiter der Raine und Weiden genannt war. Graff, Althochdeutscher Sprachschatz III, 120 kennt übrigens einen Ortsnamen Piriboum schon aus dem Jahre 867. Der, jetzt verschollene, Name eines Hofes bei Streitberg, Weichselbaum, ist wohl jüngeren Ursprungs, darf aber unbedenklich auf Prunus cerasus zurückgeführt werden, während bei Kersbach südlich von Forchheim (1350 Kerspach) die Ableitung von Kirsche nicht ebenso feststeht.

In auffallend geringem Masse haben sich in unserem Gebiet die Nadelholzarten als namenbildend erwiesen. Zweifellos von Tanne abzuleiten sind zwei Namen im Frankenwald, Tannig südlich von Kronach und Hohenthann am Döbraberg. Bei allen übrigen anlautenden Bezeichnungen ist Vorsicht geboten. Die, vom Volke allerdings stets mit anderen Coniferen zusammengeworfene, Fichte kommt wohl vielfach in Flurnamen, aber, soviel ich sehe, nirgends im Gebiet in einem Ortsnamen vor. Die Kiefer hat in ihrer alten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jetzt noch volkstümlichen Bezeichnung Mantel (ahd. mantala, mhd. mantel) vielleicht das Grundwort zu Mandlau bei Pottenstein gegeben. Ein Eibenberg bei Kronach, ein Eibenthal bei Pegnitz, sicherer noch ein Bergname Ibenberg bei Greifenstein auf dem Jura (1350 gen.) erhalten das Andenken an die fast ausgestorbene Eibe, Taxus baccata. Schliesslich möchte ich hierher noch ziehen den Namen zweier Einzelhöfe unfern von Kulmbach, Schwarzholz. Fast wäre man versucht, diese Armut an Ortsnamen der letztbezeichneten Art zu gunsten der Annahme zu deuten, dass einst im Stiftsgebiet der Laubwald, wie noch jetzt im oberen Steigerwald und an den Juraabhängen weit überwog und dass erst infolge der ausgedehnten Waldabtreibungen, klimatischer Veränderungen und der Bodenerschöpfung da und dort das Nadelholz an die Stelle früherer Laubwaldungen trat oder allein sich behauptete. Doch müssten zur Lösung dieser interessanten Frage noch andere Gesichtspunkte beigezogen werden.

Wenn schon oben der Versuch gemacht worden ist, Flurnamen als Beweise für gewisse Umwandlungen in der Vegetation, zunächst für die unmittelbare Umgebung der Hauptstadt, zu verwerten und vorzuführen, so soll dies jetzt nicht etwa in der nämlichen, eingehenden Weise auf das ganze weitere Gebiet des Bistums ausgedehnt werden. Keineswegs darf man die Schwierigkeiten verkennen, die sich einer Benützung dieser Nebenbehelfe entgegenstellen. Erstlich sind unsere Flurnamen von ganz verschiedenem Alter. Wohl gibt hier die sprachliche Form Fingerzeige zu einer näheren Zeitbestimmung, doch reicht dieser Behelf keineswegs überall aus. Nur bei verhältnismässig wenigen Namen sind wir so glücklich, ältere urkundliche Belege zu besitzen. Sodann führen die Namensformen selbst, scheinbar ganz gleichlautend, aber grundverschiedenen Wurzeln entstammend, häufig genug in die Irre. Für viele Formen wiederum lässt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich auch mit Heranziehung aller Hilfsmittel keine vollbefriedigende Erklärung geben. In nicht seltenen Fällen endlich deckt sich die amtliche Schreibung keineswegs mit der volkstümlichen Bezeichnung. Mithin Gründe genug, um vorsichtig vorzugehen. Immerhin aber lassen sich für unser Gebiet folgende Sätze aufstellen: Unsere Flurnamen beweisen die successive Abnahme der grossen zusammenhängenden Forste und das völlige Verschwinden mancher kleineren Waldflächen. Sie erinnern an den ehemaligen Reichtum an freistehenden, wilden Feldbäumen, namentlich Eichen und Linden. Sie weisen hin auf die Zurückdrängung einzelner Kulturpflanzen, wie z. B. des Weins, des Hanfes, des Flachses. Sie belegen in einzelnen Fällen das Wiedererstehen von Waldungen auf abgeholztem Boden.

Fast jeder grössere Waldkomplex ist von Feldstücken umschlossen, deren Namen unzweifelhaft auf Rodungen hindeuten. Als Beispiele führe ich an: Kairot, Stöckig, Reut, Reutäcker, Rotenberg rings um den Tiergartenwald bei Strullendorf oder Tannenäcker, Reutfeld, Pfaffenlohe, in der Röte, roter Bühl an den Rändern des Mainbergwaldes zwischen rauher und reicher Ebrach oder Stockäcker, Birkichleite, in der Loh, Wirthsholz, Bogenreut, Reutgrund, Reutäcker, Reutwiesen, Reutanger in den Fluren an dem Forste, der den Jurahang zwischen Ludwag und Pinzendorf bedeckt.

Für das Verschwinden kleinerer Hölzer bietet namentlich die Jurahochfläche viele Zeugnisse: Reuten und Kulmreut bei Poxdorf, Reut bei Tiefenpölz;[1]) Unterreut und Breitenlohe bei Teuchatz; Löhlein, Reutle, Schänzlesreut bei Kalteneggolsfeld; Breitenlohe, Kreut und Hagenreut auf der „langen Meil“ in ihrem kahlsten Teil; Reut, im Loh auf der Hochebene des Kautschenbergs. — Die „Lindenstaude“ bei Hallstadt, die „grosse Eiche“ bei Hirschaid, „im Ahorn“

1) Eine Rodung bei Tiefenpölz urkundlich erwähnt aus dem Jahre 1372.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bei Neudorf auf dem Jura, die „Buchenstaude“ auf der Hochebene bei Lindach, das „Lindlein“ bei Teuchatz, die „grosse Linde“ bei Kalteneggolsfeld, die „Eiche“ bei Kälberberg, der „Flurbaum“ bei Litzendorf, der „Elzenbaum“ bei Weichenwasserlos und viele andere ähnliche Namen erhalten das Andenken an manch stattliche Zierde der Fluren.

Längst einer anderen Bestimmung zugeführt sind Flurteile wie „Hanfgarten“ bei Wattendorf auf dem Jura, die „Flachsäcker“ bei Melkendorf und Sassanfahrt, das „Hanfleitlein“ bei Tiefenellern, der „Hopfengarten“ bei Teuchatz und bei Oberngrub, die „Linsenäcker“ bei Bojendorf, der „Dünkelplatz“ bei Lauf; die „Gartenfelder“ bei Stackendorf und Ketschendorf, aber in ihren Namen liegt noch die Erinnerung an ihre einstige Verwendung.

Das „Birkig“ auf der Jurahöhe bei Poxdorf ist jetzt ein Kiefernwäldchen, die „Reuten“ am Wege von Sassendorf nach Lauf ist wieder zu Wald geworden, die „Reut“ bei Tiefenellern trägt wieder einen Nadelholzbestand, die „Wüstung“ bei Zapfendorf ist mit Laubwald bedeckt. So zähe haften da und dort die Namen, allen Wechsel überdauernd und scheinbar sinnlos geworden. — Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu illustrieren, wie wir uns für unseren Zweck eine Beiziehung und Verwertung der Flurnamen denken.

Sicherlich haben wir in den vorstehenden Ausführungen zu einer Geschichte der Rodungen in dem ehemals bambergischen Teil Frankens noch nicht alle Momente berücksichtigt, nicht alle Quellen voll ausgebeutet, doch hat es sich vielleicht gezeigt, dass in das Wirrsal der Einzelnachrichten wohl eine gewisse Ordnung zu bringen ist, dass eine, wenn auch nicht ganz regelmässig-stetige Entwicklung sich ergibt und dass es an bestimmten chronologischen Fixierpunkten nicht ganz gebricht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir fürchten nicht, diesem Kapitel eine allzugrosse Ausdehnung eingeräumt zu haben, denn jedermann wird mit uns in der allmählichen Umschaffung des Waldlands in freies Kulturland wohl die wichtigste und folgenreichste Wandlung in unserer landschaftlichen Umgebung erkennen.

Nun aber hat sich auch im Freiland selbst im Laufe der Jahrhunderte gar mancher scharf hervortretender Wechsel in den Vegetationsformen ergeben. Alteinheimische, wohlbekannte, mit Liebe gehegte Kulturpflanzen sind verschwunden oder nur noch in schwachen Überresten vorhanden. Fremde Erscheinungen sind an ihre Stelle getreten und haben sich in einer Weise eingebürgert, dass wir kaum mehr Ursprüngliches und Eingewandertes streng auseinanderzuhalten vermögen. Solchen Formen begegnen wir auf Feld und Wiese, wie in Park und Garten, ja einzelne haben [sogar von hier wiederum den Weg in Wald und Hain gefunden. Es mag doch einiges Interesse bieten, für unser Sondergebiet zu dieser Geschichte der Wandlungen in der heimischen Pflanzenwelt einige historische Nachweisungen zu geben.

II. Vegetationsveränderungen im freien Kulturland.

1. Zur Geschichte des Anbaus der Feldfrüchte im Gebiet des ehemaligen Hochstifts.

1. Die Getreidearten.

Es ist vorläufig noch müssig die Frage aufzuwerfen, in welcher Zeit und von welchem Volke zuerst in den Thälern der Regnitz und des Mains, auf den Höhen des Jura, am Steigerwald und den Hassbergen mit primitivem Holzpflug der dem Wald abgewonnene Boden geritzt und mit Gerste und Weizen besät wurde.

Wohl haben wir eine kleine Reihe von Fundstücken aus Stein und Bronze, Grab- und Höhlenfunden entstam-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mend[1]), die in eine Zeit uralter vorchristlicher Besiedelung und Kultur zurückweisen, allein sie sind bei weitem nicht ausreichend, um einigermassen weitergehende, wohlbegründete Schlüsse daraufzubauen.

Gehen wir aber auch hier von der Gründungszeit des Bistums, dem Beginn des 11. Jahrhunderts aus, so dürfen wir uns ja kein allzu armes Bild von dem damaligen Feldbau machen. Korn wogte in grossen Breiten überall, der Bau des Hafers aber kam an Ausdehnung dem des Korns gleich, wenn er nicht sogar überwog. War doch der Hafer die erste Frucht in den Neugereuten, sind doch Haferabgaben noch bis zum Ausgang des Mittelalters die allergewöhnlichsten, der Verbrauch ein gewaltiger. In dritter Linie folgte die Gerste, dann erst der hochgeschätzte und teure Weizen. In der nämlichen Menge aber wie den Weizen baute der Bamberger Landwirt des 11.—15. Jahrhunderts auch den Dinkel. Diese Angaben beruhen auf Schlüssen aus dem Quantitätsverhältnis der einzelnen Getreidesorten, wie wir sie in einer langen Reihe von Urkunden des 12., 13. und 14. Jahrhunderts als Abgaben, als Gutserträgnisse, als Verkaufsobjekte, als Schenkungen angeführt finden. Das Bild wird noch vervollständigt durch die gewöhnlichsten Hülsenfrüchte, Erbsen und Bohnen. Wenn z. B. in dem Hausstatut für die Kanoniker von St. Jakob in Bamberg vom Jahre 1109 oder 1110[2]) Weizen, Dinkel, Erbsen und Bohnen als regelmässige Lieferungen der Unterthanen genannt werden, so dürfen wir uns diese Nährfrüchte gewiss auch schon im 11. Jahrhundert, ja noch früher als weitverbreitet und wohlbekannt denken.

Dazu kommt aber noch der Hirse, der gleichfalls unter den Lieferungen für St. Jakob 1109 ausdrücklich erwähnt

1) In den Sammlungen des histor. Vereins zu Bamberg aufbewahrt; eine Privatsammlung in Muggendorf; Zerstreutes in vielen Museen.

2) Siehe Schweitzer, 21. B. d. hist. Ver. S. 7—14; Looshorn 2, 55.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wird und im 12. Jahrhundert schon Flurnamen gebildet hat z. B. Hirsenpuel, collis milii, in der Abschrift einer Urkunde von 1195, die auf das Gebiet von Banz verweist. Sein Anbau lässt sich urkundlich verfolgen bis in das 16. Jahrhundert. Dann wird er in den obrigkeitlichen Verordnungen über Feldbau immer wieder genannt, noch 1699 wird seine Ausfuhr aus dem Stiftsgebiet verboten [1]). Ein Jahrhundert später wissen die Bamberger Topographen und Statistiker Pfeufer, Schneidawind und Roppelt noch viel vom Hirsebau in allen Teilen des Hochstifts zu berichten, ja im Jahre 1821 konnte J. E. v. Reider noch schreiben: „In Bamberg wird ein ausgebreiteter Handel mit gereinigtem Hirs getrieben und grosse Geschäfte gemacht. Der Hirsbau um Bamberg ist sehr bedeutend und nimmt täglich noch zu.“ Jetzt aber darf man sich grosse Mühe geben, um nur irgendwo ein schmales Beet mit den charakteristischen Rispen und Ähren zu entdecken.

Es dauerte Jahrhunderte, bis die Zahl der nährenden Cerealien im Bamberger Land durch eine ganz neue Spezies vermehrt wurde. Viktor Hehn hat in seinem berühmten Werke „Kulturpflanzen und Haustiere etc.“ ein eigenes Kapitel der Einführung des Buchweizens (polygonum fagopyrum) in Europa und speziell in Deutschland gewidmet (a. a. O. 3. Aufl. S. 445—449). Er kommt darin zu dem Ergebnis, dass der Buchweizen in Niederdeutschland frühestens im Jahre 1436 zu erweisen ist, und dass ihn Oberdeutschland noch später erst überkommen hat.

Merkwürdig nun, dass wir eine Urkunde besitzen, die einen früheren Termin der Einführung für Franken bezeugt. Abt Bartolomäus von Ebrach (reg. 1426—1430) überlässt 1427 an einen Nürnberger Bürger seinen Zehnt zu Frickenhofstett (Frickenhöchstadt südwestl. von Bamberg im Keu-

1) Bamberger Verordnungen in Betreff des Getreides 1571—1802. No. 79. K. Kreisarchiv dahier.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

pergebiet zwischen reicher Ebrach und Weissach) „als Wein, Korn, Gersten, Habern, Erbeis, Wicken, Linssen, Bonn, Hirsch, Flachs, Hanf, Hopfen; mehr Rüben, Kraut, Tattelkorn“ [1]). Unter Tattelkorn aber ist eben unser Buchweizen zu verstehen, der unter den Namen Heidenkorn, Taternkorn, später missverstanden Heidekorn, Heidel, Haidel, in breiter fränkischer Aussprache „Hadel“ sich einführte. Seit dem Ausgang des Mittelalters war der „Hadel“ überall im Stiftsgebiet bekannt und fand sich auf Keuper wie auf Jura. Nach dem dreissigjährigen Krieg scheint der Anbau der genügsamen Pflanze sogar vorübergehend in besonderen Schwung gekommen zu sein [2]). Die Getreideverordnungen des 18. Jahrhunderts vergessen selten seiner zu erwähnen. Pfeufer und Schneidawind sprechen noch von einer nicht unbedeutenden Ausfuhr des Heidels nach Böhmen, nach Brandenburg, dem „Markgräflichen“ und dem Vogtland. Reider dagegen erwähnt ihn in der näheren Umgebung Bambergs gar nicht mehr und heutzutage gehört es zu den grossen Seltenheiten, etwa in der Flur eines Steigerwalddörfchens auf ein Buchweizenfeld „mit den lustigen roten Stengeln und weissen Blüten“ zu stossen.

Erst $3^1/_2$ Jahrhunderte nach dem Erscheinen des Buchweizens erfahren wir wieder von der Einführung einer neuen Spezies der mehlgebenden Kulturpflanzen. Der Mais taucht im Bambergischen auf. Es geschah dies kurz nach dem siebenjährigen Krieg, in einer Zeit manchfacher landwirtschaftlicher Neuerungen. Der Bamberger Stadt- und Landkalender von 1778 enthält eine ausführliche „Anweisung den Anbau des türkischen Weizens oder Korns (Zea Mays L.) betreffend“. Im Jahre 1800 sah man nach einer Bemerkung im Stadt- und Landkalender dieses Jahres in der Bamberger Flur noch einzelne Maisfelder. Reider traf aber 1821 nur

1) Siehe Haas, Geschichte des Slavenlandes a. d. Aisch 1819 2. Bd. S. 305.

2) Nach Haas, Gesch. d. Slavenl. 2. Bd. S. 305.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch in Gärten wenige Versuchsbeete mit Mais und lässt sich berichten, dass man den Maisbau um Bamberg als wenig erträglich eingestellt habe. So rasch ging die Lust an der neuen Errungenschaft verloren [1]).

2. Flachs und Hanf.

Von den Gespinstpflanzen kamen für unser Gebiet von jeher nur Flachs und Hanf in betracht. Im früheren Mittelalter war der Flachsbau und die Aufzucht des Hanfes namentlich im Juragebiet weitverbreitet und hochwichtig. Desgleichen genoss der Flachs in dem spätkultivierten Frankenwald besonders sorgsame Pflege. Aber auch im Westen des Bistums, auf ärmlichem Keuper wie im fetteren Boden der Flussthäler, waren die freundlich blaublühenden Flachsbreiten im Hochsommer ein herrlicher Schmuck jeder Dorfflur, und wohl bei jedem grösseren Gehöfte fand sich ein Beet des starkduftenden Hanfes. Der codex Fridericianus aus der Mitte des 14. Jahrhunderts zählt häufig unter den Abgaben auch Flachs auf in Büscheln oder „Raisten". Namentlich vielen Gemeinden um Weissmain und Ebermannstadt lagen solche Lieferungen ob. Hanfzehnten erwähnt die nämliche Quelle in den südlichsten Ämtern des Stifts und um Gössweinstein und Pottenstein. Urkunden, Sal- und Lehenbücher aus dem 15. Jahrhundert gedenken oft genug des Flachses wie des Hanfes. Die Geographen des 16. Jahrhunderts schildern Franken noch als reich an beiden Nutzpflanzen. Aber im 17. und 18. Jahrhundert erfolgte ein bedeutender Rückgang und Bamberg im besondern sah sich mehr und mehr auf Einfuhr angewiesen. 1688 wird durch

1) Anmerken möchte ich hier, dass um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in unserer Gegend auch Akklimatisationsversuche mit neuen Varietäten der alteingebürgerten Getreidearten vorgenommen wurden, so mit der „nackten Gerste" und mit dem „Astrachan'schen Roggen". (Siehe Schneidawind a. a. O. S. 36 und Reider S. 246).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine Verordnung des Fürstbischofs Marquard Sebastian der Vorkauf des Hanfes verboten und verlangt, dass die heimischen Seilermeister besonders berücksichtigt werden sollen. (Bamberger Verordnungen No. 11, Hanf und Flachs betreffend, K. Kreisarchiv dahier). Bischof Franz Konrad erlässt am 2. April 1754 eine Verwarnung gegen den „heimlichen Handel“ mit Flachs und setzt einen Ausgangszoll, 4 Kreuzer für den Zentner, fest (a. a. O.). Ein Ausschreiben endlich des Hofrates (consilium aulicum) unter Franz Ludwig lässt sich den 31. Januar 1782, wie folgt, vernehmen: „Unter den Feldfrüchten ist wohl der Hanf und Flachs diejenige Waare, welche die Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens am allermeisten mit befördern hilft. Nur Schade, dass beyde Gattungen in dem fürstlichen Hochstift nicht nach Bedürfnis erzielet oder in manchen Orten so schlecht erbeutet werden, dass der Bauersmanr da er öfters mehreren Abfall, als Haare, gewinnet, kaum einen Nutzen für sich beziehen möge.“ Es wird weiter beklagt, dass für Hanf und Flachs viel Geld ausser Landes gehe und dem Ausschreiben ein förmlicher Fragebogen beigegeben, der in 12 Rubriken über Menge, Art und Behandlung des im Hochstift gewonnenen Flachses und Hanfes Aufschluss wünscht. Der Stadt- und Landkalender des nächsten Jahres 1783 empfiehlt die Aussaat von „Siberischen Lein“ zur Beförderung des Flachsbaues.

Allein die wohlmeinendsten Verordnungen und Bemühungen konnten den Rückgang nicht mehr aufhalten. Schon Reider 1821 bemerkt eine starke Abnahme und in unseren Tagen möchte man fast meinen, dass dieser Zweig des Feldbaus dem Erlöschen nahe sei [1]).

1) Eine Nebennutzung zog man aus dem Flachs und Hanf durch die Gewinnung von Öl. Weit besser und teurer war aber das Mohnöl. Der Mohnbau im Bambergischen muss einst nicht unbedeutend gewesen sein. Urkundliche Beweise dafür bei Looshorn in Urkundenregesten von den Jahren 1262, 1302, 1352, 1359, 1365. Hugo von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3. Der Klee.

Ein neues reizvolles Element in unserem Landschaftsbilde verdanken wir dem gewaltigen Aufschwung des Kleebaus seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Die „rationelle Landwirtschaft“, wie sie im Bambergischen unter den drei letzten Fürstbischöfen die einsichtsvollste Förderung fand, eiferte gegen den altherkömmlichen freien Weidegang des Viehs und befürwortete aufs lebhafteste die Einführung der Stallfütterung. Diese Lehre fand Anklang und eine der nächsten Folgen war eine ungemein starke Zunahme des Kleebaus. Seit jener Zeit also mehrten sich fortwährend die grünenden, buntblühenden Kleebreiten zur Belebung und Zierde des landschaftlichen Bildes.

Natürlich war die Futterpflanze an sich im Bambergischen von den Urvätern her bekannt und als Untermischung in den Wiesen, wohl auch in gesonderten kleineren Beeten angesät. Werden doch schon im 14. Jahrhundert „Kleewiesen“ als wertvolle Grundstücke genannt [1]). Namentlich im fetten Itzgrund und im Mainthal gab man sich mit Kleebau ab und trieb mit dem Kleesamen einen gewinnbringenden Handel [2]).

Aber die allgemeine Verbreitung des Klees zusammen mit der Einführung neuer Arten fällt thatsächlich erst in

---

Trimberg, der Dichter des Renners, um 1300 in Bamberg wirkend, kennt den Mohn recht gut und benützt ihn zu Gleichnissen. Vom 16.—19. Jahrhundert finde ich keine bestimmte Erwähnung der Pflanze. Erst Roppelt 1801 nennt wieder Mohnsamen als Ausfuhrartikel der Bamberger Gärtnerei und Reider spricht von einem ganz neuen Versuch des bayr. landwirtschaftlichen Vereins, den Mohnbau um Bamberg wieder in Aufnahme zu bringen. In neuester Zeit scheint man wieder ganz davon abgekommen zu sein.

1) So z. B. im Jahre 1355. Siehe das Registrum Burghutariorum ed. Höfler, 18. Ber. des hist. Ver. 1855 S. 94

2) Siehe Pfeufer 1792, a. a. O. S. 154 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jene Zeit landwirtschaftlichen Versuchswesens, in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Schneidawind sagt 1797 mit vollem Recht: „Der Kleebau war dem Bamberger immer wichtig. Er baute schon von jeher, und noch ehe Schriftsteller denselben so dringend empfohlen, häufig eine Art Klee, den sogenannten Dollen- oder Fleischblumenklee“. Aber eben Schneidawind erzählt mit sichtlicher Befriedigung von glänzend gelungenen Anbauversuchen mit „Esparcete“ und „Luzerne“, die ein tüchtiger Gutsverwalter, Dümmlein, seit dem Jahre 1790 bei Weissmain unternommen hatte und die seitdem mehrfach, z. B. um Memmelsdorf, Nachahmung gefunden hatten. In die nämliche Zeit fällt das Bemühen der Landwirte um Zeil, den Kleebau „methodisch zu behandeln“ (Pfeufer).

Dies waren die günstigen Folgen der Anregungen und Belehrungen, wie man sie in amtlichen Verordnungen, in Ausschreiben und Empfehlungen seit Adam Friedrichs letzten Regentenjahren gegeben hatte.

In populären Aufsätzen in den Bamberger Stadt- und Landkalendern hatte man die behördlichen Anordnungen dem Volke mundgerecht zu machen versucht. So bringt der Kalender von 1779 einen Artikel „Von dem rothen Dollenklee, welcher auch sonst der breite oder Fleischblumenklee genennt wird“. Dazu erscheinen 1780 und 1781 Fortsetzungen. In den nächsten Jahrgängen wird der „Monatsklee, lucerner Klee“ und der „Türckische Klee, eigentlich Esparset oder Esperklee genennet“, dem etwas misstrauischen Bamberger Landmann gerühmt und auf das angelegentlichste zum Anbau empfohlen. Der „Kleebau im Izgrund“ wird 1785 als vorbildlich dargestellt und noch im Kalender von 1804 wird der Nutzen einer „Espersetpflanzung“ an einem recht volkstümlich gehaltenen Beispiel vor Augen geführt.

4. Neue Leguminosen und Knollengewächse.

Gleichfalls erst Errungenschaften der zweiten Hälfte des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

18. Jahrhunderts für das Bamberger Gebiet sind eine Reihe von Gemüsearten, einzelne Sorten der Dickrüben, Helianthus tuberosus, vor allem aber die Kartoffel[1]). In all diesen neuen Nähr- und Nutzpflanzen aber vermögen wir keine Bereicherung oder gar Verschönerung des Bildes unserer Fluren zu erblicken und brauchen somit nur kurz auf ihr Erscheinen hinzuweisen.

Anstatt weitere Einzelheiten über die Geschichte der Einführung und Verbreitung neuer Leguminosen und Handelsgewächse durch das ganze Stiftsgebiet zu verfolgen und beizubringen, sei es hier noch erlaubt, eine Frage von allgemeinerem Interesse aufzuwerfen, nämlich die nach dem Alter der vielgerühmten Bamberger Freilandgärtnerei.

5. Zur Geschichte der Bamberger Freilandgärtnerei.

Seit wann bietet die Ebene zwischen Bamberg und Hallstadt, zwischen der Stadt und dem unteren Hauptsmoor das Bild des reichsten, intensivsten Anbaus, eines wohlgepflegten Gartens?

1) Die Kartoffel hat bis auf unsere Tage gewaltig viel Kulturland in Beschlag genommen, andere Feldfrüchte verdrängt und so direkt und indirekt an der Umgestaltung unseres Landschaftsbildes mitgearbeitet. Der Bamberger Stadt- und Landkalender von 1807 behauptet, dass „die Erdäpfel in Franken anfangs auf fürstlichen Tafeln gespeisst“ und „gegen das Jahr 1755 in herrschaftlichen Gärten gezogen“, und „nach und nach weiter vertheilt und bekannt gemacht“ worden seien. Für den nördlichen Theil des Bistums darf man aber schon einen früheren Termin der Einführung ansetzen. 1717 nämlich wurde die Kartoffel in Sachsen bekannt, kam von da in das benachbarte Vogtland und wohl unmittelbar darnach in das Frankenwaldgebiet. „Haferbrot und Kartoffeln“ werden 1752 als heimische Volksnahrung in und um Teuschnitz genannt. Noch zu ende des 18. Jahrhunderts standen die Erdäpfel des Frankenwalds in besonderem Ruf. Das Notjahr 1770/71, die Kriegsläufte um die Wende des Jahrhunderts trugen vornehmlich zu weiterer raschen Verbreitung bei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine schöne Legende nennt die Mitbegründerin des Bistums, die fromme Kaiserin Kunigunde zugleich die Spenderin des einst bekanntesten Erzeugnisses der Bamberger Gärtnerei, des Süssholzes. Die Tradition knüpft unbefangen den Anfang des gartenmässigen Feldbaus um Bamberg an die Anfänge des Bistums überhaupt. Eine allgemein geäusserte Ansicht sieht in dem kräftigen Völkchen der Bamberger Gärtner Abkömmlinge der Slaven und glaubt in einzelnen Sitten und Gebräuchen, in der äusseren Erscheinung der hartarbeitenden Männer und Frauen Beweise für diese slavische Abstammung zu erkennen. — Es verlohnt sich wohl, dem gegenüber kurz zusammenzustellen, was über Alter und Entwicklung der Bamberger Gärtnerei bis jetzt als historisch wohlbegründet angesehen werden kann.

Um 1058 entstand Kirche und Stift von St. Gangolf im Gelände östlich der Stadt. Schon zu Beginn des 12. Jahrhunderts hatte sich um die Kirche eine Niederlassung dorfähnlichen Charakters gebildet, die den Namen Teuerstatt (Tuirstat 1112, Tierstat 1135, Turstat c. 1150) trug. Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts war daraus unter dem Schutze des Stifts eine nicht unbedeutende Vorstadt erwachsen.

Aber aus dem 12. Jahrhundert ist mir nicht eine einzige Urkunde bekannt geworden, die auf eine dort gewerbsmässig betriebene Gärtnerei hindeutete. Aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts könnte man vielleicht zwei Urkunden hieher beziehen, die von Gärten in der Teuerstadt sprechen [1]). Erst im 14. Jahrhundert erscheinen solche Gartengrundstücke in der Vorstadt häufiger. Nirgends aber sehe ich in den Urkunden der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Nötigung, unter diesen Gärten in freier Flur liegende Grundstücke und nicht vielmehr Hausgärten, wie sie selbstverständ-

1) Siehe die eine v. J. 1215 bei Haas, Gesch. d. Pfarrei St. Martin S. 638, die andere v. c. 1215 bei Österreicher, Neue Beiträge 7. Heft, S. 51.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich überall vorkommen, zu verstehen. Noch der codex Fridericianus c. 1350 führt mehrere zinspflichtige Bürger und Gewerbsleute der Teuerstadt an, nennt aber keinen Gärtner und berührt eigentümlicher Weise gar nichts, was auf intensiveren Gartenbau schliessen liesse.

Aber wenige Jahre darnach, 1352, finde ich zum ersten Mal einen Garten in freier Flur urkundlich erwähnt und zwar „hinter dem heiligen Grab gelegen, an der hohen strassen“ [1]). 1368 nennt uns dieselbe Quelle den Namen eines „gerttners zu Teurstatt“, Fritz Pleinser [2]). Von da ab häufen sich die urkundlichen Erweise für Namen der Gärtner und Gartengrundstücke in der Flur. Wie nicht anders zu erwarten, zeigen die Namen durchaus ein reindeutsches Gepräge. Für die Zeit des ausgehenden 14. Jahrhunderts können wir schon mindestens dreissig verschiedene Namen von Gärtnerfamilien in der Teuerstadt allein unserem Kopialbuch entnehmen. Bis 1450 steigt die Zahl dieser Familiennamen auf rund siebzig. Seit 1368 wird nicht selten mit besonderer Betonung Gartenfeld für Garten, „Pflantzgarten“, „Keymgarten“ gesagt. Man sollte also meinen, dass seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Bamberger Freilandgärtnerei blühe. Und doch wäre dies ein voreiliger und gewagter Schluss!

Sehen wir nämlich genauer zu, so werden wir erkennen, dass in der besprochenen Zeit von 1350—1450 die meisten, urkundlich genannten Gärten in den Flurlagen in nächster Nähe der Vorstadt liegen und fast unmittelbar an die Hausgärten anstossen. Unter den etwa 40 „Gartenfeldern“, die ich von 1368—1452 in dem Gangolfer Kopialbuch ihrer Lage nach erwähnt finde, liegen weitaus die meisten „hinter dem hl. Grab“, „neben dem hl. Grab“, am „Heidelsteig“, „hinter den Siechen“, „im Sand hinter den Siechen“, „uffm Schildt“.

1) Kopeibuch des Stiftes St. Gangolf in 3 Teilen, Nr. 156. K. Kreisarchiv Bamberg. Teil I., S. 97. Siehe auch Looshorn, 3, 567 ff.

2) Kopeibuch T. I., S. 172.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alle diese Flurlagen entfernen sich nur wenig von der äussersten Linie der Gärtnervorstadt, wie sie damals schon sich ausdehnte. Die Gärtner hatten also nur die den Gehöften zunächst liegenden Grundstücke zu Gartenland verwendet. Nur in verschwindend wenigen Fällen werden zu jener Zeit Gartenfelder in weiter entfernt liegenden Flurteilen genannt, wie z. B. 1387 „auff dem hopffgarten“ unfern des Breitenauweihers, 1398 „auf dem Motzen“, 1425 „auf dem Treppendorfer“, 1452 „hinter dem Sehof an der Memelsdorfer Strassen“.

Es ist aber auch noch eine Reihe anderer Umstände, die uns die Überzeugung aufnötigen, dass wir in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts erst die Anfänge der Freilandgärtnerei, in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts die allmähliche Ausbreitung setzen dürfen.

Man werfe einen Blick auf die Flurverhältnisse!

In der zweiten Hälfte des 13., ja noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts waren in dem Gelände zwischen der Teuerstadt und dem Hauptsmoorwald mehrfache Waldrodungen vorgenommen worden [1]). Ausserdem schmälerten das Kulturland überall zerstreute, kleinere Wasserflächen wie „der Dürrsee, des Werners See, die Lerchengrube, das Seelein am Seehof, des Engeleins See, der Melbersweiher“. Viele Flurnamen der heutigen Gärtnerei, zum teil seit dem 14. Jahrhundert urkundlich bezeugt, weisen eher auf Weideflächen und Sumpfland hin als auf durchgearbeitetes Gartenland: So „untere“ und „obere Mutzen“ (Mutz = Schmutz, Sumpf), Weidicht, Lichtenheide, Ochsenanger, Eselsweide, Gänswiesen, Erlicht, Birkengraben, Weidenfeld, Sauharten.

Sodann ist zu berücksichtigen, dass in dem Urkunden-

1) Siehe oben die Ausführungen S. 36 und Dr. A. Haupt, „Die Bamberger Gärtnerei, ein Theil der freien Wirthschaft“. Progr. v. Bamberg 1866. Neben eingehenden und interessanten praktisch-botanischen Bemerkungen gedenkt Dr. Haupt a. a. O. S. 7—11 auch in Kürze der Geschichte der Bamberger Gärtnerei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

buch von St. Gangolf sehr viel mehr Felder und Wiesen zur gelegentlichen Erwähnung kommen als Gärten und Gartenfelder.

Die ganze südliche und südöstliche Flur des volkreichen Nachbarortes Hallstadt vereinigt sich heutzutage mit der Bamberger Gartenflur nach Art der Bepflanzung und Bestellung zu einem gemeinsamen Bilde. Das war vor 500 und 400 Jahren gewiss noch nicht der Fall. Denn erst seit etwa hundert Jahren gingen die Hallstadter zum Feldgartenbau nach Bamberger Art über. Bis dorthin hatten die Bamberger Gärtner eifersüchtig ihr Monopol gewahrt [1]) und die Hallstadter Flur hatte keine anderen Züge als jede beliebige Dorfflur getragen.

Öde Plätze gab es zwischen Bamberg und Hallstadt nicht wenige sogar noch im vorigen Jahrhundert. Die „Bambergischen Nachrichtsblätter“ vom 1. Mai 1770 erlassen folgende Bekanntmachung: „Nachdeme neben der von hiernacher Hallstadt neu hergestellten Landstrassen einige öd liegen gebliebene Plätze von Hochfürstlicher Hofkammer wegen zu vererben gnädigst anbefohlen worden ist, als wird solches dem Publico hierdurch kund gemacht, ...

Reider [2]) weiss mit vielem Rühmen zu erzählen, dass unter der Leitung seines Oheims, des Fürstbischöfl. bambergischen Geheimrats K. Ph. v. Reider „ein sehr grosser Anger, welcher ganz öde und versumpft war“, an der Grenze der Bamberger und Hallstadter Flur hart am sogenannten Aufseeshöflein in den Jahren 1798—1801 in bestes Gartenland umgewandelt wurde.

Auch Archivar Österreicher [3]) berichtet von Neukulturen in der südlichen Hallstadter Flur, die am Ende des 18. Jahrhunderts vorgenommen wurden.

Fassen wir alles zusammen, so kommen wir zu Ergeb-

1) S. Haupt, S. 45, vgl. aber auch Pfeufer S. 153.
2) A. a. O. S. 19.
3) Denkwürdigkeiten 3, 77.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nissen, die sich etwa wie folgt ausdrücken lassen: Das Alter der Bamberger Freilandgärtnerei wird gerne überschätzt. Die ersten sicheren Spuren gehen nicht über die Mitte des 14. Jahrhunderts zurück. Die Zeit grösserer Ausdehnung und höheren Aufschwungs beginnt mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts [1]). Die erste Blüteperiode fällt in das 16. Jahrhundert. Die Schäden des dreissigjährigen Krieges waren verhältnismässig sehr rasch wieder geheilt. Flurerweiterungen geschahen noch bis in unser Jahrhundert herein.

Für die slavische Abstammung der Gärtnerbevölkerung lässt sich bis jetzt nur eine Wahrscheinlichkeit darthun, strenge Beweise fehlen noch.

Es ist möglich, dass das Emporkommen der Gärtnerei im 14. Jahrhundert zusammenhängt mit Teilung und Vererbung grösserer Grundstücke, die im Besitze alteingesessener Bamberger Bürgerfamilien, der Münzmeister, Zollner, Kammermeister, Engelein urkundlich noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erweisbar sind.

6. Das Süssholz in der Bamberger Gärtnerei.

Das berühmteste Erzeugnis der Bamberger Gartenflur war jahrhundertelang das Süssholz, Glycyrrhiza glabra. Wir sind heute noch über die Geschichte seines Anbaus nicht viel genauer unterrichtet als etwa Schneidawind vor fast 100 Jahren es war. Wenn er (S. 54) emphatisch ausruft: „Wer war der Mann, der die erste Idee zum Süssholzbaue gab?“, so müssen wir auch heute noch die Antwort auf diese Frage schuldig bleiben. Dr. Haupt in dem obenangeführten Programm möchte dem Augsburg-Venediger Handel die Einführung zuschreiben. Eine Wahrscheinlichkeit dafür ist vorhanden. Als Heimat der Glycyrrhiza glabra gilt Klein-

1) Das der Bamberger Gartenflur ähnliche „Knoblauchsland“ im Norden Nürnbergs wird 1443 zum erstenmal urkundlich unter dieser Bezeichnung erwähnt. (Vortrag des Nürnberger Stadtarchivars Dr. Mummenhoff 1893).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

asien. Die Besitzungen Venedigs am schwarzen Meer und im Archipel, sein ausgebreiteter Handel mit der Levante konnten gewiss leicht, wie es bei vielen anderen Kulturpflanzen nachgewiesen ist, eine Überführung unserer interessanten Papilionacee in das Abendland vermitteln. Ganz trefflich würde sich in die Venedig-Augsburger Handelsbeziehungen der Umstand einfügen lassen, dass Ulm, die engverbundene Nachbarstadt Augsburgs um 1562 den Süssholzbau kannte und betrieb.

Für Bamberg insonderheit suchte ich in allerlei Quellen des 14. und 15. Jahrhunderts vergeblich nach einer Erwähnung des Süssholzes. Es ist mir bis jetzt kein älteres, unanfechtbares Zeugnis bekannt geworden als jenes, das Haas, Gesch. der Pfarrei St. Martin S. 2 aus dem Jahre 1536 anführt [1]). Diese Stelle spricht vom Bau des Süssholzes in Bamberg schon wie von etwas Altgewohntem, längst Eingelebtem.

Von jener Zeit an häufen sich Beweisstellen aller Art. Bei Bruschius 1549 (Magni operis de omnibus Germaniae episcopatibus Epitome Tom. I, 235), bei Sebastian Münster (Cosmographey, Ausgabe von 1561), bei Sebastian Frank (Warhafftige Beschreibung aller Theil der Welt, Ausg. v. 1567) wird das Süssholz als Charakterpflanze der Flur um Bamberg aufgeführt. Die Hofkammerrechnungen im K. Kreisarchiv dahier aus den letzten drei Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts enthalten viele Einträge, die von Süssholz als Ehrengeschenken an benachbarte und befreundete Fürsten sprechen. Camerarius im „hortus medicus et philosophicus“ v. J. 1588 verspricht eine, wohl nie erschienene, Monographie über das Bamberger Süssholz. Der Reimchronist Ayrer und der Bamberger Panegyriker M. Hofmann, beide um Beginn

1) In einer Urkunde von 1390 für Kloster Michelsberg Loosh. 3, 631 kommt ein Name „Heinrich Lackritzen“ vor. (Sucus liquiritiae = Saft der Süssholzwurzel?). Doch wage ich weiter nichts daraufzugeben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des 16. Jahrhunderts, besingen, der erstere in ungefügen deutschen, der letztere in flüssigen lateinischen Versen die Pflanze, die ihnen als Ziergewächs und Handelsartikel gleich wichtig erschien. Sogar auf einem Plan der Stadt Bamberg vom Jahr 1602, gefertigt durch „Petrus Zweidler, Chorograph und Landmesser“, erblickt man als Vignette eine dürftige Abbildung der Süssholzstaude.

In den Sammlungen der Bamberger Verordnungen im hiesigen K. Kreisarchiv finden sich seit 1640 Aktenstücke, die wiederholt in den Handel mit Süssholz eingreifende Bestimmungen enthalten, Minimalpreise festsetzen und Missbräuche der Händler rügen. Also hatte auch der verwüstende Krieg den Anbau nicht brach gelegt. Keiner der Topographen und Reiseschriftsteller des 18. Jahrhunderts, soweit sie überhaupt Bamberger Land und Volk berühren, versäumt wenigstens einige Bemerkungen über das Süssholz zu machen. Nicolai meint 1783 zwar, der „Süssholzbau sei nicht mehr beträchtlich“, aber die Bamberger Statistiker Pfeufer 1792, Schneidawind 1797, Roppelt 1801 widerlegen ihn mit immerhin noch bedeutenden Zahlen.

In unserer Zeit aber ist wirklich der Süssholzbau auf ein Minimum zurückgegangen. Viele Arten der Umbelliferen sind ausgeschieden, die einst so gepriesenen Melonen würde man vergeblich in den Gartenfeldern suchen[1]). Viele Grüngemüse und Knollengewächse haben anderen Platz gemacht, immer wieder werden neue Anbauversuche unternommen. Noch ist der Ruhm der Bamberger Gärtnerei ein weitverbreiteter, der Absatz der Erzeugnisse ein unglaublich grosser. Noch ist wie vor $3^1/_2$ Jahrhunderten die lachende Gartenflur im Nordosten der Stadt ein Stolz Bambergs. Die reiche Thalebene mit der bunt wechselnden Vegetation gehört zu

1) Viele interessante Einzelheiten ergeben sich aus einem Vergleich der eingehenden statistischen Angaben bei Pfeufer 1792, Reider 1821, Haupt 1866.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den lebensvollsten und wirksamsten Bestandteilen unseres Landschaftsbildes.

7. Wein und Hopfen.

Die Geschichte des Weinbaus im ehemaligen Hochstift Bamberg hat eine eingehende, ja völlig erschöpfende Darstellung gefunden in der Schrift des K. Lyzealprofessors Dr. Heinrich Weber „Bamberger Weinbuch. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. 46. Ber. d. hist. Ver. Bbg. 1884“. Ich kann nichts Besseres thun als hier in Kürze die Hauptergebnisse der schönen Untersuchung anzugeben, soweit sie unser Thema berühren.

Die ersten Spuren von Weinbau im Bambergischen finden sich schon zu Beginn des 10. Jahrhunderts (911 zu Viehret zwischen Bamberg und Eltmann). Zur Zeit der Gründung des Bisthums waren Ausläufer der Hassberge um Hallstadt und Dörfleins schon mit Reben bedeckt. Aus dem 12. Jahrhundert liegen uns mehrfache urkundliche Zeugnisse vor über schon bestehende und neuanzulegende Weinberge auf den Hügeln westlich und nördlich der Stadt. Im 13. Jahrhundert mochten diese Höhen auf den Beschauer schon den Eindruck wohlbesetzter Rebenhügel machen.

Die letzten zwei Jahrhunderte des Mittelalters und die ganze Neuzeit bis in das erste Drittel unseres Jahrhunderts herein zeigen das Bild eines ausgebreiteten, wohlentwickelten Weinbaus nicht nur auf allen Höhen um die Hauptstadt, sondern in sehr vielen Teilen des Bistums, im Regnitz- und Mainthal von Forchheim bis Zeil, im Steigerwald, an den geschützteren Jurahängen, im Banzer Gebiet, in den Hassbergen. Tausende von Tagwerken nahm das Rebenland ein.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erst ist ein allgemeiner Rückgang zu bemerken. Rasch aber trat von da ab aus verschiedenen Gründen der völlige Verfall ein. Die Aufhebung der Klöster, die vielen Kriegsunruhen, veränderte Anschauungen über den landwirtschaftlichen Betrieb,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Umgestaltung der Preisverhältnisse, die Umwälzungen im Gebiete des Handels, sodann Bodenerschöpfung und einzelne überstrenge Winter, wohl auch eine veränderte Geschmacksrichtung im Volke, das Aufblühen des Hopfenbaus: all dies mag zusammengewirkt haben, um das Endergebnis, eine fast völlige Abwendung vom Weinbau, herbeizuführen.

In ganz Oberfranken zählt man jetzt (1893) kaum mehr 70 Tagwerke Rebland. Die kümmerlichen Reste von Weinbergen um Bamberg, an der Altenburg, dem Michelsberg, am Teufelsgraben verteilen sich auf knapp 4 Tagwerk.

Somit ist durch Prof. Webers Darlegungen erwiesen dass das Hochstiftsgebiet acht Jahrhunderte lang die Rebe unter die bestimmenden Merkmale seines Landschaftsbildes zählen durfte. Seit zwei Menschenaltern aber ist das Gepräge einer weinbauenden Landschaft unserer Gegend benommen, und der Verlust scheint unwiederbringlich.

8. Der Hopfen.

An Stelle von Rebengeländen begegnet das Auge jetzt in näherer und weiterer Umgebung Bambergs gar häufig den nüchtern und steif aussehenden Hopfengärten. „Das einst rebenreiche Bamberg ist ein Emporium des prosaischen Hopfens geworden“ sagt Weber mit Recht [1]). Der erste, der geschichtliche, weiter zurückgehende Notizen über den Hopfenbau im Bambergischen gibt, ist wohl Nikol. Haas, Geschichte des Slavenlandes a. d. Aisch 2. Bd. 1819. S. 301—303. Nur über ihre Zeit berichten Einzelnes Pfeufer 1792 und Schneidawind 1797. Prof. Dr. Weber hat in seinem „Weinbuch“ S. 80 auch die Geschichte des Hopfenbaus im Bambergischen gestreift.

Die erste urkundliche Erwähnung des Hopfens in unserem Gebiete begegnet, soviel ich sehe, in einem Regest einer Urkunde aus dem Jahre 1328 (bei Schweitzer, Copialbuch

1) a. a. O. S. 82.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Collegiatstiftes St. Stephan 1224—1616. Im 19. Ber. d. hist. Ver. Bbg. 1856.) Götz Neff und seine Frau Jeutt, zu Forchheim gesessen, machen ihr Teilzehntrecht auf Güter zu Serlebach (j. Serlbach ndöstl. von Forchheim) geltend. „Wird aber ein Acker zu Weingarten, Baumgarten, Hopfengarten oder zu Wiesen gemacht, so soll man uns die Frucht verzehenden“. Also muss um jene Zeit in der Umgebung der alten Königspfalz Forchheim der Anbau des Hopfens etwas schon bekanntes, nicht selten vorkommendes gewesen sein.

Und wirklich wird in einer Urkunde von 1337 ein Hopfengarten „im Pruel“ bei Forchheim genannt [1]). Auch der codex Fridericianus (c. 1350) erwähnt eine Abgabe „de uno hophegart“ bei Forchheim neben einem ortus humuli bei Herzogenaurach und bei Marloffstein. (cod. Frid. ed. Höfler 1852. S. 230 u. 313).

Führen uns diese Angaben in das südliche Stiftsgebiet [2]), so hören wir um jene Zeit auch schon von Hopfenanlagen im nordöstlichsten Jura, in der Gegend von Weissmain. Dort wird 1337 [3]) und 1351 [4]) ein Hopfengarten urkundlich genannt.

1359 wird die neugegründete Pfarrei zu Schnaid südwestlich von Hirschaid unter anderm auch mit dem Hopfenzehnten begabt [5]). 1381 kommt in einer Urkunde für die Kapelle zu Uttenreut (bei Erlangen) sogar schon ein Flur-

1) 10. Ber. d. hist. Ver. Bbg. Weber, a. a. O. S. 80. Looshorn 3, 587.

2) Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Hopfenbau um Forchheim sehr viel weiter zurückgeht. Nach Viktor Hehn, Kulturpflanzen u. Haustiere etc., S. 416 baute man in Bayern um Freising Hopfen schon in der Zeit Ludwigs d. Deutschen. Die von der Donau heraufführende Handelsstrasse brachte wohl auch die Pflanze in das uralte Königsgut.

3) 23. Ber. d. hist. Ver. Bbg. S. 108.

4) Looshorn 3, 682.

5) Looshorn 3, 301.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

name „der alte Hopfengarten“ vor; 1387 ein „Hopffgarten“ in der Gärtnereiflur zu Bamberg gleichfalls als feststehender Flurname [1]). 1400 besitzt das Kloster Langheim einen Hopfengarten zu Hereth [2]). Aus dem Jahre 1404 gibt uns eine Notiz in einem Manuskript der Heller'schen Sammlung (Mscr. iur. 1[c]). auch den Preis eines Simra Hopfen an, wie er in Schesslitz gekauft wurde. Er beträgt 20 dl., die Bezugsquelle ist nicht angegeben. Im Jahre 1415 begegnet in Bamberg ein Familienname „Hopfenmesser“ [3]). 1427 wird ein Hopfenzehnt zu Frickenhöchstadt südöstlich von Schlüsselfeld verkauft. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts finden sich Hopfengärten zu Gaustatt in nächster Nähe Bambergs erwähnt. (S. Martinet, 8. Ber. d. hist. Ver. Bbg. S. 19 ff.). Die Folianten der Hofkammerrechnungen im hiesigen Kreisarchiv liefern manche Ausbeute für unsere Frage. Im folgenden sollen aus ihnen einige Nachweisungen für das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts gegeben werden. Eine ständige Rubrik ist „für arbeit des hopffgartens“. Dieser fürstbischöfliche Hopfengarten lag im „Teufelsgraben“ unter der Altenburg. Die Arbeiten besorgten „Weingartsleute“. Der jährliche Aufwand für Bestellung und Ernte überstieg in der Zeit von 1576—1595 mehrmals 100 ℔ und sank nicht unter 56 ℔. Ein „Mannstaglohn“ beträgt 24—26 dl. Die Kammerrechnung von 1587/88 verrechnet einen Posten „für welsche Paumb zur notturft des hopfgartens“. Der Ertrag an Hopfen deckte aber bei weitem nicht das Bedürfnis. Alljährlich (1575—1600) werden bedeutende Summen an fremde Hopfenhändler gezahlt. So wird 1576 böhmischer Hopfen gekauft, das Simri zu $1^1/_2$ fl. 1579 werden über 300 fl. für „Elsasser“ und Thüringer Hopfen verrechnet. In diesem Jahre erscheint auch einmal eine kleinere Quantität einheimischen Produkts und zwar von Rattelsdorf. 1580 und 1581 wird wieder aus-

1) Kopeibuch Nr. 156 v. St. Gangolf. III. Teil S. 57.
2) Looshorn 3, 698.
3) 19. Ber. d. histor. Ver. Bbg. S. 118.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schliesslich Elsässer Hopfen, das Simri zu 2 fl. bezogen. Dagegen 1582 verbraucht das fürstbischöfliche Brauhaus eine grosse Quantität aus Langenzenn. 1583 liefert wieder Eisenach und Rotenburg a. d. Fulda, wie schon öfter, den Bedarf nach Bamberg. 1588 aber hält man sich wieder an das Gewächs von Langenzenn und Laubendorf westlich von Fürth. 1589 ist der Hopfenpreis besonders hoch. Langenzenner kostet $4^1/_2$ fl. das Simri, böhmischer Hopfen, von Königswart bei Eger, das Simri gar 5 fl.

Aus diesen Angaben geht wenigstens soviel hervor, dass zu ende des 16. Jahrhunderts im Bambergischen der Hopfenbau noch keineswegs intensiv betrieben wurde und dass das Braugewerbe noch reichlicher Zufuhr von auswärts bedurfte.

Doch hatten sich Reste des Hopfenbaus auch unmittelbar nach dem dreissigjährigen Krieg noch erhalten. So findet Haas (Gesch. d. Slavenlands a. d. Aisch S. 303) vom Jahre 1648 Hopfengärten um Burgebrach in seinen Quellen erwähnt. Kurze Zeit später, 1660 und 1661, wurden auch im Aischthal bei Höchstadt neue Hopfengärten angelegt (Haas a. a. O.). Um 1700 hat nach dem nämlichen Gewährsmann der Hopfenbau im Bamberger Land durch die herrschende Teurung „einen grossen Stoss“ erlitten. Doch besitzt das K. Kreisarchiv dahier ein gedrucktes Mandat vom 8. Juni 1713, wonach den Juden im Stifte der Handel mit Hopfen erlaubt sein soll, jedoch unbeschadet eines Vorkaufsrechtes für „Bürger und einheimische Handelsleut“ (Bamberger Verordnungen, Nr. 34).

Ein entschiedener Aufschwung des Bamberger Hopfenbaus begann mit der Zeit nach dem verlustreichen siebenjährigen Krieg. Nach Pfeufer (Beyträge etc. S. 269) setzte Fürstbischof Adam Friedrich im Jahr 1767 (nach Weber, Weinbuch S. 80 vielmehr am 8. April 1768) eine Prämie von 30 Reichsthalern für den aus, der 12 Zentner Hopfen erziele. Zugleich wurde zur Anlage von Hopfengärten durch die Zusicherung fünfzehnjähriger Zehnt- und Steuerfreiheit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ermuntert. Diese Anregungen trugen reiche Früchte. 1792 darf Pfeufer behaupten, dass die Hopfeneinfuhr um $^2/_3$ der Gesamtmenge gesunken sei. Fünf Jahre später wiederholt Schneidawind triumphierend Pfeufers Behauptung und führt des weiteren z. B. vom Amte Maineck an, dass es seinen ganzen Bedarf an Hopfen selbst erzeuge. Die „Landeskulturkommission“ unter dem letzten Fürstbischof Christoph Franz befürwortet eifrig den Anbau des Ödlands mit Hopfen [1]) Roppelt weiss 1801 von neuerlichen Bemühungen des Klosters Langheim um den Hopfenbau zu berichten [2]). Noch 1802 erneuert die fürstbischöfliche Regierung zur Förderung des Hopfenbaus das Versprechen besonderer Belohnungen.

Reider (1821) bringt S. 350 ff. ein langes Kapitel über die Hopfenanlagen in der nächsten Umgebung der Stadt. Er findet, dass man in den letzten zehn Jahren, also 1810—1820, „mehr als zehnmal soviel Land mit Hopfen angelegt, als sonst dort gebaut wurde“. Und doch deckt nach Reiders Beobachtungen Bamberg damit nur die Hälfte seines Bedarfs. Er schliesst daher den Abschnitt über Hopfenbau mit dem Wunsche, die Bamberger Landwirte möchten noch doppelt soviel Kulturland dem Hopfen zuwenden.

Dieser Wunsch Reiders ist in Erfüllung gegangen, ja seine Hoffnung noch weit übertroffen worden, denn auf den Hügeln im Norden, Süden und Westen der Stadt dominieren in unseren Tagen die Hopfengärten, allerdings ohne mit ihren Erträgnissen den gewaltig gestiegenen Bedarf decken zu können. Ohne die starrenden Stangen mit den grünen Ranken und den nickenden Dolden können wir uns das Bild unserer Sommer- und Herbstlandschaft kaum mehr denken. Ein kritisches Auge aber wird in unseren Hopfengärten wohl weniger ein Element landschaftlicher Schönheit als vielmehr

1) S. Schneidawind S. 31 u. S. 300.
2) Roppelt a. a. O. S. 388.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einen, immerhin erfreulichen, Beweis gesteigerter Bodennutzung erblicken.

2. Obstbaumkultur. Ziergewächse.
Anhang: Neue Waldbäume.

1. Vorbemerkung über die benützten Quellen.

Zwei Epochen sind es, denen wir die Einführung neuer Zier- und Obstbäume hauptsächlich verdanken. Erstlich die Zeit der sogenannten Renaissance, die letzten zwei Drittel des 16. Jahrhunderts, sodann das 18. Jahrhundert in seiner vollen Erstreckung. Für das Einzelne besitzen wir nicht eben reiche, aber doch gute Quellen an Druckschriften wie Archivalien. Im Jahre 1588 erschien zu Nürnberg ein Buch von Joachim Camerarius, einem Sohne des berühmten Humanisten, der einer alten Bamberger Familie entstammte. Das Buch des als Arzt wie als Botaniker hochgebildeten Mannes führt den Titel Hortus medicus et philosophicus. Die einheimischen und fremden Pflanzen seines in Nürnberg angelegten Gartens werden darin vorgeführt und kurz beschrieben. Wir erhalten damit eine gute Übersicht der damals in Franken neuen Kulturpflanzen mit gelegentlichen Bemerkungen über ihre Herkunft und Verbreitung [1]). Aus einem 76 Jahre später erschienenen Buche lassen sich die Fortschritte erkennen, die in fränkischen Landen in Bezug auf Einbürgerung fremder Pflanzen seit Camerarius sich ergeben hatten. Ich meine die selten gewordene Schrift eines Nürnberger Geistlichen, M. Wolfgang Jakob Dümler, betitelt „Erneurter und vermehrter Baum- und Obstgarten“ etc. 2. Aufl. Nürnberg 1664. Das Exemplar der K. Staatsbibliothek zu Bamberg gehörte ehemals zur Bibliothek des Bamberger Karmeliterklosters. Diese beiden Nürnberger Schrift-

1) Über das Wirken und die Verdienste des Joachim Camerarius siehe besonders Dr. Maxim. Reess, „Über die Pflege der Botanik in Franken von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts etc. Prorektoratsrede, Erlangen 1884. (S. 6.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

steller beschränken sich nicht auf die nächste Umgebung ihrer Vaterstadt, sondern greifen mehrfach darüber hinaus auch in Bamberger Gebiet.

Für die zweite, hauptsächlich in betracht kommende Epoche, das 18. Jahrhundert, finden wir einige Unterstützung an mehreren Bamberger Topographen und Statistikern aus dem Ende des 18. und dem Beginne des 19. Jahrhunderts. Ich verweise auf die mehrfach zitierten Werke von Pfeufer, Schneidawind, Roppelt, v. Reider. Gelegentliche, wohl verwertbare Bemerkungen finden sich z. B. nicht selten bei Haas, Geschichte des Slavenlandes a. d. Aisch und Geschichte der Pfarrei St. Martin.

Von archivalischen Quellen konnte ich im hiesigen K. Kreisarchiv benutzen eine Anzahl der Hofkammerrechnungen aus den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, ferner einzelnes aus den Hofkammer-Aktis von 1699—1782 und den Obermarschallamts-Aktis von 1696—1770, endlich eine Reihe der auf Land- und Forstwirtschaft bezüglichen Verordnungen (gedruckt und handschriftlich) von 1571—1803.

2. Zur Geschichte des Obstbaus um Bamberg.

Eine Übersicht der Obstbaumkultur im Hochstift Bamberg während der ersten fünf Jahrhunderte seines Bestehens ist rasch und einfach zu zeichnen.

Auf den Königsgütern im Regnitz- und Mainthal wie um die Burgen des Juragebiets, um den Bischofssitz selbst wie in den allmählich erstehenden Klostergärten sah man nur die alteinheimischen, schon in karolingischer Zeit allgemein verbreiteten Arten des Kern- und Steinobstes. Apfel- und Birnwildlinge und Waldkirschenstämmchen lieferten die Forste, die Raine und Ödungen. Kirschen und Weichseln, Amarellen, verschiedene Pflaumenarten waren in Gärten und Baumfeldern reichlich anzutreffen. Bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts hatten sich schon manchfache lokale Va-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rietäten von Äpfeln und Birnen gebildet[1]) Um Bamberg war namentlich das sonnige, hügelige Gelände westlich der Stadt reich an Obstgärten und Baumfeldern. Zwei Urkunden von 1137 und 1174 (die Regest. bei Looshorn 2, 133 und 2, 482) sprechen von der Anlage von Baumfeldern um St. Getreu und auf dem Kaulberg. Solche Obstbaumpflanzungen in dem Territorium gegen den Michelsberger Wald und die Altenburg sind im 12. und 13. Jahrhundert häufig urkundlich bezeugt. (S. z. B. die Regesten bei Looshorn 2, 548; 2, 572; 2, 578; 2, 580). Unter den Abgaben der Unterthanen kommen gelegentlich auch Obstzehnten vor. Ein Edikt gegen Obstdiebstahl, das von mühevoll angelegten Baumgärten, pomariis, im Westen der Stadt spricht, ist uns schon aus dem Jahre 1336 aufbewahrt[2]). Ebenso wie die nächste Umgebung der Stadt zeigten die Jurahänge und das Mainthal da und dort rings um die Ortschaften das breite Blätterdach der Nussbäume und die altvertrauten Gestalten der Apfel-, Birn- und Kirschbäume. In den geschützten Lagen der Weinberge und in den wohlgepflegten Klostergärten mochte hie und da ein Mispel-, ein Pfirsich-, ein Mandel- oder Quittenbaum mit schimmernden Blüten und lockenden Früchten das Auge auf sich ziehen.

Mit dem beginnenden 16. Jahrhundert aber änderte sich in manchfacher Weise das Bild der heimischen Obst- und Gartenkultur. Aus Italien, aus Frankreich, aus Spanien, die Donau aufwärts aus den Gärten der kulturfeindlichen, in diesem Punkt aber doch kulturfördernden Osmanen drangen in die Obstgärten Frankens neue, fremdartige Gestalten ein. Freilich die Orangen-, die Granatapfel-, die Feigen- und

1) Eine Urkunde vom 18. Mai 1401 führt als feinere Obstsorten auf „Amerellen, Weichsel, Spiling, Weinkriechen, Güssbacherin, Münzerin, ungethan (?) Birn, Wasserbirn, Parlesbirn, Kirchbirn, Pelzer". S. Haas, Geschichte der Pfarrei St. Martin S. 412.

2) S. Schweitzer, Copialbuch von St. Stephan. 19. Ber. d. hist. Ver. Bbg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Maulbeerbäume blieben an die Prunkgärten der Grossen gebannt, Fremdlinge und Zärtlinge dem Volk. Aber an edlen Pflaumen- und Zwetschgenarten, den Myrobalanen (einer Art Eierpflaume), den Marillen (eine Aprikosenart), an zahllosen neuen Varietäten von Äpfeln und Birnen, von Trauben und Nüssen hatte auch der weniger Begüterte teil, und die Gartenlust ergriff weitere Kreise.

In diese Zeit und auf solche Bestrebungen, Neues zu gewinnen und einzubürgern verweisen jene Einträge in den Bamberger Hofkammerrechnungen, die immer wieder von kleineren und grösseren Partien „welscher Sezbäumb“ berichten. Zu Wasser von Nürnberg und Forchheim her anlangend fanden sie überall in der Umgegend der Stadt, hauptsächlich aber in den alten Baumgärten der Westhügel ihren Platz und ihre Pflege. Einige Beweisstellen sind schon oben an anderen Orten angeführt. Hier mögen noch einige weitere folgen: In der Hofkammerrechnung von 1587/88 lesen wir: „1 fl. dem weinbergsmann in der Chammeraten (am Michelsberg) für welsche Paumb“; 1589 „28 welsche Peumlein erkauft unnd inn der veldung am Teuffelsgraben versetzt“. 1590, „der weingartsmann in der Cammeraten erkaufft 40 allerlei junge welsche Baum“.

So konnte in der Hofkammerrechnung von 1591 denn auch eine Abgabe von Stein- und Welschobst erwähnt werden. So konnte wohl damals ein Flurname „Welschbaumäcker“ entstehen, wie er heute noch an einem Grundstück bei Erlau, eine Stunde westlich der Stadt, haftet.

Kurz nach dieser Zeit, zu Ende des 16. Jahrhunderts besingt M. Hofmann in gewandten, allerdings etwas rhetorisch gehaltenen Distichen die Reize des neuangelegten Hofgartens auf dem „Geyerswöhrd“ in Bamberg mit all seiner fremdartigen Pracht an neuen Erscheinungen einer dem Süden entstammenden Pflanzenwelt. Leider sind in den Hofkammerrechnungen von 1581 an fast nur allgemeine Angaben enthalten über die Anlage dieses Prachtgartens, einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schöpfung der Fürstbischöfe Martin von Eyb und Ernst von Mengersdorf. Wir können also nur im allgemeinen den Einfluss konstatieren, der von diesem Punkte für die Baumkultur und Blumenzucht im Bambergischen ausging, nicht aber genügende quellenmässige Nachweise geben. Nur einige Einzelheiten in den etwas späteren Hofkammerrechnungen von 1603 und 1604 geben einiges Licht über jene vielberufenen Herrlichkeiten in dem Geyerswöhrder Garten und ihre Bezugsquellen. So heisst es unter dem 2. April 1604: „1 fl. der Crololanzin Sohn, so er von dreyen Bomeranzen-, einem Citronen- und einem Adamer Apfelbaum von Nürnberg alhero zu führen aussgeben"; und in der nämlichen Rechnung, nur wenig später, ist vorgetragen: „1 fl. 4 ℔ 14 dl. für Bassilien, Caulrabi, Caulifiori und Mayeransamen wie auch Artischocken Kern so der gertner im Geyersswert von Nürnberg bringen lassen."

Der Verkehr mit befreundeten Höfen hatte zur folge, dass die Bamberger Fürstbischöfe besondere Erzeugnisse ihres Landes ihren fürstlichen Freunden „zur Verehrung" übersandten. Am häufigsten bestanden diese Geschenke in der berühmtesten Spezialität Bambergs, in Süssholz [1]). Doch hören wir in den Kammerrechnungen auch von Übersendung von Fechsern, Stecklingen und Pelzreisern, so unter dem 6. April 1604: „10 fl. haben Iro Fürstliche Gnaden (Fürstbischof Johann Philipp von Gebsattel 1599—1609) dess Gertners im Geyersswerth Sohn Pangraz Pfödtnern, der naher Perlin zum herrn Churrfürsten zu Brandenburg mit allerley Bäumben, Sahmen und anderm gartenwerkh verschickt worden, zur Verehr- und Zehrung zu geben bevolhen." Ergänzt wird diese Angabe durch einen Eintrag vom 27. April 1604: „9 fl. 4 ℔ 8 dl. hat Barthel Pfödtner, Gertner im Geyersswerth, für erkauffte allerley Obstbaumen, Weinfechser, und Rosenstauden, so Iro Fürstl. Gn. neben andern dem

1) S. oben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herrn Churrfürsten zu Brandenburg naher Berlin geschickt, abgerechnet."

Unterm 4. November 1604 heisst es ebendort: „ 7 fl. 4 ß 28 dl. umb erkaufft gartenwerkh alss Zwetschkhen-, Pfirsing-, Maulbeer-, Apfel- und Birnbaum, Weinfechser unnd dergleichen welches hochermeltem Herzogen von Coburg von fürstlichen Gnaden wegen verehrt und übersendt worden."

Zu solchen Beweisen für den hohen Stand des Bamberger Obstbaus in der Zeit vor dem Ausbruch des dreissigjährigen Krieges treten noch die übereinstimmenden Zeugnisse der zeitgenössischen Topographen und Chronisten. Schon Sebastian Münster und Seb. Frank um die Mitte des 16. Jahrhunderts preisen die Gärten Bambergs. Camerarius 1588 gedenkt mehrfach der Obsthaine um Forchheim. Die einheimischen Bamberger Schriftsteller vollends, ein M. Hofmann, ein Ayrer, ein Bonius und Cygnäus (alle circa 1600) zeichnen ihre Heimat als besonders reich gesegnet mit allen Gaben einer gütigen Natur, mit Feldfrüchten, Wein und Obst.

Die Verheerungen des Krieges brachten wohl auch den Obstbau um Bamberg in vorübergehenden Verfall, doch scheint sich nach allen Anzeichen auch dieser Zweig der Landwirtschaft in Franken rascher als man gewöhnlich annimmt, erholt zu haben.

Wolfgang Jakob Dümler[1]), der Nürnberger Prediger, kennt 1664 teils aus eigener Anschauung, teils aus der deutschen pomologischen Literatur 190 Sorten Äpfel und 220 Sorten Birnen. Die von ihm sämtlich angeführten Namen sind fast durchweg gut deutsch. Mehrere darunter weisen auf einen Herrenhof oder einen Klostergarten im Bambergischen hin, wie „Lanckheimeräpffel, Lanckheimer, die weissen; Bantzbirn, Buttenheymerbirn, vielleicht auch Tronstetter Birn". Andere Varietäten verraten in ihren

1) S. oben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Namen gleichfalls ihre Abkunft aus Klostergärten, wie „Münchöpffel, Mönichsbirn, Nonnenäpfel, Klosterbirn.“ Merkwürdigerweise führt Dümler in seiner Liste auch vier Obstsorten auf, die in der oben zitierten Bamberger Urkunde von 1401 genannt werden, nämlich „Wasserbirn, Parlesbirn, Kirchbirn und Pelzer“.

Die Reiseschriftsteller des 17. Jahrhunderts, ein Abraham Saur (Abrahami Saurii Stättebuch, fortgesetzt durch H. A. Authes, Frkfrt. a/M. 1658), ein Martin Zeiller (Itinerarium Germaniae Ausgabe v. 1674) erheben in der Zeit nach dem grossen Kriege von neuem den Ruhm der Bamberger Gärtnerei und das Lob seiner Obstgärten.

Vom 22. April 1679 datiert eine äusserst scharfe Verordnung[1]) des Fürstbischofs Peter Philipp gegen Feld- und Gartendiebstahl. Unter Androhung der schwersten Strafen wird dort besonders geeifert gegen die Frevel „an gepropften oder gebeltzten Öpffel-, Bieren- und anderen tragenden Bäumen“, und diese Verordnung wird von 1680 an in etwas verkürzter Form fast alljährlich erneuert.

Einen neuen Aufschwung in Gartenkultur und Obstbaumzucht führt für das Bamberger Land herauf die Regierungszeit der beiden Schönbornschen Fürstbischöfe Lothar Franz 1693—1729 und Friedrich Karl 1729—1745. Wie einst die Gartenkunst der Spätrenaissance in dem Hofgarten auf dem Geyerswöhrd zu Bamberg selbst sich entfalten durfte, so sehen wir die Gärtner der Barokzeit an mehreren Orten in Bambergs Nähe ihre Triumphe feiern, in den Anlagen des „Gartenschlosses Seehof“ im Nordosten der Stadt wie an der „Jägersburg“ nordöstlich von Forchheim und im Park zu Pommersfelden im Thal der reichen Ebrach. Von diesen Zentren aus ist gewiss reiche Anregung zu gärtnerischen Versuchen in Stadt und Land ausgegangen. Der Bau des „Seehofes“ oder der „Marquardsburg“ war un-

1) Bamberger Verordnungen betr. Beschädigungen der Baumfelder, Gärten und Weinberge No. 39. K. Kreisarchiv dahier.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ter Fürstbischof Marquard Sebastian Schenk von Staufenberg im Jahre 1687 begonnen und in den ersten Regierungsjahren seines Nachfolgers Lothar Franz fertiggestellt worden[1]). Der Garten wurde von 1690 ab angelegt, aber noch fünf Jahrzehnte lang dauern die Umänderungen, Erweiterungen und Verschönerungen[2]). Von der Gartenanlage an der Jägersburg hören wir zuerst in den Hofkammerakten des Jahres 1728.

Aus der Korrespondenz nun des Oberhofmarschalls Freiherr von Bubenhoven mit den Fürstbischöfen selbst, wie sie vorliegt in den Kammerakten und den Obermarschallamtsakten ergibt sich die eingehende Sorgfalt, mit der Fürstbischof Lothar Franz sowohl wie sein Nachfolger Friedrich Karl bemüht waren, ihre Gärten im Bambergischen stets mit Neuem und Schönem auszustatten.

So berichtet v. Bubenhoven unter dem 16. März 1728 an Sne. Churfürstl. Gnaden (Lothar Franz, Fürstbischof v. Bambg., Churfürst v. Mainz):

„Solle unterthänigst nit verhalten, wie der neue Gärtner auf der Jägersburg, allwo er bereits aufgezogen, in Anlegung solches Gartens grossen eyfer und fleiss bezeiget, anbey auch wünschet, das die dahin destinierte Zwerg-Bäuhm so wohl von Hamburg als unten herauf (nämlich vom Rhein) bald ankommen möchten, umb selbige bei nuhn täglich sich mehr zeigendem Frühlingswetter zeitlich einsetzen zu können.“

Am 2. April 1728 schreibt v. Bubenhoven weiter: „Die allhier angelangten Strassburger Bäuhm sind in dem Jägersburger Garten bereits gesetzet; das übrige, was zu völliger Besezung sothanes Gartens noch erfordert wird, kann künftigen Herbst oder das andere Frühjahr ergänzet werden.“ (Cammer-Acta 1727—1729 Bd. 7. Prod. 39 u. 40.)

Den Obermarschallamtsakten entnehmen wir, dass 1730 im Frühjahr Fürstbischof Friedrich Karl von seinen Familien-

1) Siehe das Programm von A. J. Schöpf, Die Marquardsburg oder Schloss Seehof, Bamberg 1864.

2) Schöpf a. a. O. S. 15—20.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gütern bei Wien mehrmals „Welschen Gartensamen“ nach dem Seehof gelangen lässt und dafür „Biehren-Belz-reiser“ verlangt. Der Seehofer Gärtner darf durch den Oberhofmarschall seine Bitte um Weinfechser und Obstsorten aus den fürstlichen Gärten bei Wien vortragen. Die von dort neuerdings nach Bamberg überschickten Pelzreiser und „welschen“. Sämereien werden in die Gärten von Seehof und Jägersburg, von Pommersfelden und Gaibach bei Volkach (Unterfranken) „repartieret“. (S. Obermarschallamtsacta 1696—1730. Bd. I. Prod. 54, 55, 66.) Befreundete Adelige werden in Kontribution für die Bamberger Gärten gesetzt. Graf Nostiz aus Prag schickt im April 1731 „einen ziemlich grossen Verschlag mit Belzreiser von spanischen Weichseln“. Eine lange Liste der einzelnen Varietäten ist beigegeben, sie stammen von den gräflichen Gütern in Milleschau, Zitschlowitz, Lybochowitz und Prosslowitz und werden wieder an die Gärtnereien zu Seehof, Pommersfelden, Würzburg und Gaibach verteilt. (S. Obermarschallamts-Acta 2. Bd. 1731—1760 Prod. 7.)

Wie die beiden Kirchenfürsten aus dem Hause Schönborn wandten auch ihre Nachfolger ähnlichen Bestrebungen lebhaftes Interesse zu. Von Bischof Philipp Anton von Frankenstein (1746—1753) wurde den 27. März 1751 eine Verfügung an den Rat von Forchheim erlassen, wonach es zur Pflicht eines jeden Bürgers gemacht wurde, „wenigstens ein geschlachtes stämmlein“ für die Gemeindeplätze oder Anger „beizuschafen und einzusetzen“. Ein neuaufgenommener Bürger musste sogar drei junge Obstbäume „von guter arth“ pflanzen. Die Bavaria (Bd. III. S. 427) nennt diese Verfügung äusserst praktisch, erfolgreich und von ausserordentlicher Tragweite und meint, dass sich von ihr die Masse und der treffliche Stand der Obstbäume um Forchheim herschreibe.

Nicht weniger wie Philipp Anton begünstigte dessen zweiter Nachfolger Adam Friedrich (1757—1779) die Obst-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

baumzucht, wie er überhaupt bei vielen Versuchen der Landesmelioration helfend und fördernd eingriff.

Unter den letzten beiden Fürstbischöfen erntete man schon die Früchte dieser Bemühungen. Schöne Beispiele davon finden sich bei Schneidawind. Er erzählt a. a. O. S. 36 ff.: „Die schmackhaftesten Weichsel, Amarellen und Kirschen von allen Sorten und in zahlloser Menge bauen die Oberämter Vorcheim und Marlofstein. In diesen beyden hat die raffinirende Industrie der Einwohner einen Nahrungszweig gepflanzet, der nun zur reichen Quelle des Segens und des Wohlstandes aufgeblüht ist. Dieses ist die Baumzucht. Herzerhebend ist der Anblick dieser weiten, ganz mit Bäumen überdeckten Gefilde, und die Täuschung, von ferne einen Wald erblickt zu haben, gewährt unbeschreibliches Vergnügen. Der Biedermann, dessen Werk diese Obsthaine sind, hiess Baron Karg von Bebenburg. Pflicht ist es für die vaterländischen Schriftsteller, das Andenken der edeln Vaterlandsfreunde der Nacht der Vergessenheit zu entreissen. Er war geistlicher Rath, und Dechant des Collegiatstiftes St. Jakob zu Bamberg. Als dieser Mann am Rande seiner Jahre den Glanz der Stadt dem ländlichen Stillleben geopfert, und die Pfarrey zu Kirchehrenbach (an der Wiesent oberhalb Forchheim) angetreten hatte, legte er sich bey seinem Pfarrhofe einen Obstgarten an. Diess war eine seltene Erscheinung in diesen Gegenden, und gespannt ward durch sie Aller Aufmerksamkeit. Leicht waren wohl die Vortheile einer solchen Anlage berechnet, allein die Frage: wie auszuführen, ward dadurch noch nicht gelöset. Da gab der würdige Mann den Lehrbegierigen Unterricht, zeigte die practischen Handgriffe, und bot mit grösster Willfährigkeit Baumpflanzen, Reiser und Obstbäumchen dar. War die Anlage gewagt, so detaillierte er alle zu beobachtende Manipulationen, lösete Zweifel, und nährte den Eifer. Immer ging des edeln Mannes Streben ganz dahin, gemeinnützig zu sein. Seine Belehrungen waren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ohne Absicht; nur die, den Wohlstand seiner Anbefohlenen zu heben, blickte unverkennbar hervor. Immer machte er es dem Unterrichteten zum Gesetze, auch die andern zu belehren. So schwang sich der Geist der Nacheiferung empor. Enthusiasmus für die neuen Anstalten ergriff die Gemeinden. Die Baumzucht verbreitete sich von Dorf zu Dorf, und schuf zwey grosse Oberämter zu einem Obstbaumwalde um. Beglückend waren die Folgen, und reichlichen Segen goss sie über Generationen aus ihrem Füllhorne."

Ziehen wir von diesen in patriotischer Begeisterung geschriebenen Worten auch einige Überschwänglichkeiten ab, so bleibt doch sicherlich soviel, dass wir von einer sehr merklichen Veränderung des landschaftlichen Charakters in jenen freundlichen Jurathälern sprechen dürfen.

Ganz ähnlich wandelte sich aber auch in anderen Gegenden des Hochstifts zu jener Zeit manch unergiebiges Stück Land in einen prangenden Baumgarten um. So sagt wieder Schneidawind a. a. O. S. 43: „Der Eifer für die Baumzucht ist nicht in die bezeichneten Grenzen eingeschränkt, sondern er verbreitet sich immer weiter, und erwecket eifrige Nachahmer auch in andern Ämtern. Im Jahre 1791 staltete der schon einige Male mit Ehren gedachte Herr Verwalter Dümmlein (s. oben) ein ödes Stück Land zu einer Baumschule um." — „In der Gegend von Weissmayn wurden zwischen den Jahren 1792 bis 1794 über 4000 Stück Bäume theils gepfropft, theils gesetzet. Hier war Herr Polizeycommissar Rudhart der patriotische Mann, der seine Landsleute aus dem Schlummer weckte." — „Durch diese Bemühungen, vereint mit noch mehreren andern, erhielt die Ansicht der Gegenden, die man von Langheim aus nach Weissmayn bereiset, eine ganz andere Gestalt. Wer vor dieser Periode die Reise durch die öden, traurigen Gefilde machte, und sie nun, der Dinge, die da geschahen, unbewusst unternimmt, wird sich auf einen ganz andern Erdfleck versetzt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wähnen, und mit Entzücken die geschehene Umstaltung wahrnehmen."

Fragen wir, welche Obstsorten dieser neuerwachte Eifer für Baumgartenanlagen sich erwählte, so begegnen wir einer weitverbreiteten Vorliebe für französische Arten. Es sei erlaubt, einige Beispiele anzuführen: Schon in der Korrespondenz des Oberhofmarschalls von Bubenhoven finden sich zerstreut neben gut deutschen Bezeichnungen rein französische Namen. Schöpf in seinem obengenannten Programm S. 23 gibt aus einem „Catalogus" von 1750 die fast ausschliesslich französischen Namen der Apfel- und Birnsorten im Park der Jägersburg. Die „Bambergischen Wochennachrichtsblätter" vom 29. August 1755, vom 12. Juli 1757, vom 22. April 1760 bieten — ein Zeichen der schweren Kriegsläufte sowohl wie der Wandlung des Geschmackes — Lorbeer-, Orangen-, Granat-, Feigen- und Oleanderbäume aus aufgelösten Orangerien Bambergs zum Kaufe an. Ein Gärtner auf dem Michelsberg preist 1766 allerlei Sorten französischer Zwergäpfel- und Birnbäume an. Unter dem 21. November 1770 empfiehlt sich die Freiherrl. Münsterische Gärtnerei zu Schloss Lissberg (westl. von Bamberg) zur Lieferung von grossen Partien sechsjähriger Äpfel- und Birnbäume der besten französischen Sorten. Noch 1784 wird von einem verkäuflichen Baumgarten unterhalb von St. Getreu gerühmt, dass er „mit lauter französischen Obstbäumen" besetzt sei. Und doch bemerkt Nicolai schon 1783, dass der Hofgärtner Jacob im Seehof zur neuen englischen Landschaftsgärtnerei hinneige. Unter dem Zeichen dieser englischen Richtung aber stand die Gartenkunst unserer Grossväter und Väter, ja sie ist in vielen Dingen heute noch die herrschende.

3. Neue Ziergewächse und Waldbäume.

Es ist gewiss, dass unser Landschaftsbild manches verloren hat durch die stete Abnahme unserer heimischen freistehenden Feldbäume. Die Zeit der weitausgedehnten Hut-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anger ist vorüber. Der „Espan“, den einst fast jede Gemeinde besass, wird mehr und mehr zur Seltenheit. Der Pflug schmälert jeden Rain und erobert die letzten Streifen des Ödlands. Die Heckenzüge, die dicht und dornenbewehrt einer eigentümlichen Flora Schutz boten und manches aufschiessende Stämmchen schirmten, verschwinden zum Bedauern des Botanikers wie des Ornithologen mehr und mehr[1]). Damit aber ist die Flur arm geworden an jenen trotzigen Eichen, die als Grenzzeichen aufragten, an den wetterharten Schirmtannen, die dem Hirten zum Obdach dienten. Selten trifft man noch einen knorrigen Wildbirnbaum am Rain[2]), seltener erscheint selbst die freundlich schimmernde Birke am Hag. Die Esche und der Ahorn an Hängen und in Vorhölzchen, die Erle und Weide an Sumpf und Bach sind vielfach der drängenden, geizenden Bodenbenützung der Neuzeit zum Opfer gefallen. Nur die Linde schmückt noch häufig, namentlich im Juragebiet, den Dorfplatz und winkt, gleichsam als Landmarke, weithin von luftiger Höhe.

Aber wir sind nicht ohne Ersatz geblieben für unsere Verluste: Ganz abgesehen von der oben besprochenen mächtigen Zunahme des Obstbaus in freier Flur sind uns, einmal im 16. und dann wiederum im 18. Jahrhundert ganz neue Baumarten zugeführt worden samt einer Menge von Ziergewächsen, die in ihrer Gesamtheit das Aussehen von Garten, Flur und Wald nicht unbeeinflusst liessen. Suchen wir nun die leider eben nicht reichlichen Nachrichten über das

1) v. Reider eifert S. 392 und 393 gewaltig gegen die vielen Hecken in den Fluren um Bamberg.

2) Reider (1821) bemerkt S. 395: „So hat man auch im Bambergischen sonst ungeheuer viel wildes Obst, Äpfel und Birnen, unter dem Namen Holzäpfel und Holzbirnen erbaut, dieselben trugen ungeheuer reichlich, woraus man immer einen sehr guten Essig fabrizirte, welcher allgemein als Weinessig verbraucht worden. Dann lieferten diese grossen Bäume ein sehr gutes Nutz- und Brennholz, dessen Werth dem Buchenholz gleich stand. Schade, dass diese wilde Obstbaumzucht sich ganz verloren hat.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auftreten solcher neuen Gestalten in der Flora unseres Spezialgebietes zusammenzustellen!

Bei Camerarius (1588) erscheint der Lebensbaum, Thuja orientalis L., noch als eine Seltenheit, die in Franken noch nicht akklimatisiert ist. Der Sumach, Rhus Cotinus, wird in Töpfen gezogen und wächst frei nur in Italien. Den Maulbeerbaum, Morus nigra L., sowie einen blühenden Laurocerasus führt Camerarius mit besonderer Betonung als fremdartige Zierde seines Gartens an. Noch ist um seine Zeit die Platane, Platanus orientalis, noch nicht in Franken angelangt, aus dem Wunderlande Amerika haben erst einige wenige Ziergewächse, wie der Tabak[1]) und die Sonnenblume, nicht aber Bäume, über England und Holland oder Spanien und Frankreich ihren Weg nach Franken gefunden.

Unsere gemeinsten Ziersträucher, wie der Flieder, der Jasmin, der Oleander sind noch nicht lange bekannt, zu schweigen von den jetzt gewöhnlichsten Gartenblumen, wie Tulpen, Kaiserkronen, Päonien, die eben erst über Öster-

---

1) Camerarius betrachtet den Tabak noch rein als Ziergewächs und Arzneipflanze, das „Tabaktrinken", Rauchen, ist ihm noch unbekannt. Aber die Soldateska des dreissigjährigen Kriegs machte die Sitte im Bamberger Land bekannt. 1634 sagte man in Bamberg ironisch von verwundeten und gefallenen Schweden, die vor Forchheim gelegen hatten, „sie hätten zu viel vom Forchheimer Tabak getrunken". (S. Haas, Geschichte der Pfarrei St. Martin S. 331 u. 333.) Eine Verordnung des Fürstbischofs Peter Philipp vom 28. Januar 1681 lässt ersehen, dass damals Tabakbau im Bamberger Land zwar vorhanden, aber ohne Belang war. Der Verbrauch aber war schon ein grosser. (Die Verordnung unter den Papieren des hist. Ver. zu Bbg.). Aus dem Jahre 1700 führt Weber, Weinbuch S. 50, einen Tabakzehnt für das Kloster Neunkirchen zu Weiher bei Dormitz an. Fürstbischof Friedrich machte durch Verordnung vom 25. April 1738 (ein Exemplar im Besitz des histor. Ver. Bbg.) den „Verschleiss des Tabacks" zu einem fiskalischen Monopol. Die Verfügung spricht von „dem in grosser Menge erforderet werdenden Taback" und nimmt ausdrücklich Bezug auf den einheimischen „Tabackbau".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reich durch Vermittlung der Osmanen im inneren Deutschland ihren Einzug gehalten haben.

Dagegen etwa 80 Jahre später, bei Dümler 1664, haben wir schon ein wesentlich modifiziertes Bild. Die Thuja ist weitverbreitet, ebenso wie die Cypresse. Der Sumach ist völlig akklimatisiert. Zum schwarzen Maulbeerbaum ist der weisse, heutigen Tags der weitaus häufigere, hinzugekommen. Der Kastanienbaum, Castanea vesca, ist in Nürnberger Gärten zu finden. Ziersträucher wie Syringa, Colutea, Gelsiminum (Jasmin) sind sehr heimisch geworden. Aus Amerika ist wenigstens eine Baumart, eine Pappel — Populus Americana nennt sie Dümler — in Franken neu eingeführt.

Diese Nürnberger Verhältnisse dürfen wir wohl unbedenklich auf Bamberg übertragen. Doch ist es willkommen, dass wir für mehrere unserer jetzt häufigsten Zierbäume, die Rosskastanie, die Pyramidenpappel, die sog. Akazie, sowie für eine neue Spezies unserer Waldbäume, die Lärche, noch bestimmtere, selbst durch Archivalien belegte Data gewinnen können.

Schon Schöpf hat a. a. O. S. 15 ein Schreiben des Fürstbischofs Lothar Franz an den Statthalter von Erthal in Bamberg, datiert vom 7. März 1699, mitgeteilt. Darnach hat der Fürst über 100 Stück von „denen Indianischen Kastanienbäumen oder auf französisch maroniers d'Inde“ aus Frankreich bestellt. Sie werden demnächst im Seehof anlangen und sollen „eine anmutige Allée abgeben“. Der Statthalter berichtet zurück am 14. April 1699, dass die Hälfte der „französischen Bäumb“ am Seehof an der Strasse gegen Bamberg zu schon gesetzt ist. Eifrig betrieb man nun im Seehof die Nachzucht der Kastanien. Die erzielten Stämmchen waren sehr begehrt. Der Herzog von Hildburghausen erhält 1715 und 1716 auf seine Bitten über 100 Stück (s. Schöpf a. a. O. S. 22). Der Oberhofmarschall von Bubenhoven erhält 16. März 1728 „vom Bayreutischen Obermarschallen Herrn von Berghofen ein ansuchung-Schreiben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

umb 50 junge Castanien-Bäuhm, welche Sne. hochfürstliche Durchlaucht zu einer kurzen allée verlangen". Auch diesem Ansuchen wird entsprochen (Cammer-Acta 1727—1729 Bd. 7. Prod. 39). Im März 1730 werden 70—80 Stück „von denen grösseren jungen maronniers-Bäuhmen" von Obristlieutenant Neumann für „den Würzburgischen neuen Hofgarten" verlangt und gehen zu Schiff von Bamberg nach der fränkischen Schwesterstadt ab (Obermarschall-Amt-Acta 1696—1730 Bd. I. Prod. 55). Ein Bericht Bubenhovens an den Fürsten vom 8. April 1731 sagt: „Übermorgen werden die in solchen Fasanengarten (nämlich zu Pommersfelden) destinierten wilden Castanien-bäuhmb von dem Seehof nach Pommersfelden gebracht werden" (Obermarschall-Amt-Acta 1731—1760 2. Bd. Prod. 7). Dem Fürstbischof von Eichstätt endlich werden in einem Schreiben vom 5. September 1731 Maroniers vom Seehof für die nächste Versetzungszeit gerne in Aussicht gestellt (Cammer-Acta 1731, 10. Bd. Prod. 72).

Die Kastanien des Seehofs sind längst verschwunden, aber nach dem obigen dürfen wir entschieden annehmen, dass für die Verbreitung der Rosskastanie in Franken in erster Linie der Park um den Seehof als Ausgangspunkt zu gelten hat und dass wir hauptsächlich dem naturfreundlichen Kurfürsten Lothar Franz und dem Fleisse der Bamberger Landschaftsgärtnerei den schönen Baum verdanken, an dessen freundlichem Grün und stolzen Blütenkerzen wir im Frühling uns ergötzen.

Eine zweite, in ihrer eigentümlichen Erscheinung noch schärfer in die Augen fallende Errungenschaft des 18. Jahrhunderts ist die Pyramidenpappel (Populus fastigiata, pyramidalis, dilatata). Aus ihrer Heimat am Mississippi nach Italien versetzt, gelangte sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Süddeutschland und ist jetzt bei uns weit häufiger als in Italien selbst. Für Bamberg speziell möchte ich ihre Einführung gleichfalls in die Zeit der beiden Schönbornschen Kirchenfürsten, also in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

setzen. Ich schliesse dies aus einem Zitat bei Reider. Dort heisst es in der Vorrede S. VIII: „Herr Staatsrat von Hazzi[1]) in seiner gekrönten Preissschrift über Güterarrondirung 1818 §. 385 bemerkt über die Gegend von Bamberg: Die Gärtnerey und Obstbaumkultur stehen auf einer hohen Stuffe, die Gegend von Bamberg ist nur ein Garten, die ganze Vegetation umher ist unbeschreiblich schön, und üppig, die Pappeln reichen bis am Himmel, das schöne Grün der Eichen und Akazienwälder erfreuen das Auge ungemein".

Solche „himmelhohe" Pappeln müssten bei aller Schnellwüchsigkeit auf 70—100 Jahre geschätzt werden, und damit würden wir ihre Anpflanzung also in jene oben angenommene Zeit zurückdatieren.

Wir besitzen aber auch ein direktes Zeugnis dafür, dass die Pyramidenpappel schon über 30 Jahre vor Hazzis Schrift im Bambergischen bekannt und zum Uferschutz verwendet war. Papiere nämlich aus den Sammlungen des Bamberger historischen Vereins, in einem Faszikel „Wasserbauten betreffend", enthalten zwei Planskizzen des „Ingenieurs und Stucklieutenants" Leopold Westen[2]). Sie beziehen sich auf einen Uferschutzbau und stammen spätestens aus dem Jahre 1784. Die in Farben ausgeführten Pläne zeigen nun ganz deutlich und unverkennbar an mehreren Stellen die Figur einer Pyramidenpappel. Zum Überfluss spricht Westen in seinen Erläuterungen zu Tab. II noch ausdrücklich von einer „Papelweiden-Allée", die durch ihre tiefe Durchwurzelung zur Befestigung des Uferrandes dienen soll.

Über unseren Baum als Zierde der Landschaft lassen wir einen bekannten Botaniker urteilen, wenn wir ihm auch nicht ganz zustimmen können: „Die italienische Pappel ist

1) Joseph von Hazzi 1768—1845; von 1816—1837 K. bayr. Staatsrat und Vorsitzender der Landesbaukommission in München.

2) Leopold Westen, Sohn eines fürstbischöfl. Hofrats, wurde zu Bamberg geboren im J. 1750 und ward 1794 der Gründer einer „Zeichnung- u. Ingenieur-Akademie" daselbst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unter allen eingeführten Gewächsen dasjenige, welches unsere Landschaften am meisten verschönert hat". (Aus „Schübler und Martens, Flora von Württemberg").

Von der sogenannten Akazie, Robinia pseudacacia, wissen wir, dass sie 1638 von Vespasian Robin nach Paris gebracht wurde. Doch war sie noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland äusserst selten. In den letzten Jahrzehnten desselben aber verbreitete sie sich, von Forstmännern und Kameralisten in überschwänglicher Weise empfohlen, rasch [1]). In Bamberg wurde sie erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts bekannt. Aufs eifrigste wird ihr Anbau befürwortet in einer Abhandlung des „Bambergischen Stadt- und Landkalenders vom Jahre 1797". Dort erfahren wir auch, dass einzelne Exemplare in Bamberg schon vorhanden waren: „Bey Ihro Excellenz Hochwürden und Gnaden Herrn Domdechant von Hutten ist der weise und rothe Acacienbaum zu sehen".

Wenige Jahre darauf, 1801, schreibt Roppelt a. a. O. S. 47: „Gleiches Schicksal (nämlich wie die Zucht des Maulbeerbaums) hat auch die Zucht des so berühmten und nützlichen Acazienbaumes erfahren, denn die an manchen Orten damit angestellten häufigen Versuche haben bis jetzt der Erwartung noch nicht entsprochen". Und doch spricht Staatsrat Hazzi 1818 in der oben angeführten Stelle, etwas sehr stark auftragend, von „Akazienwäldern" um Bamberg.

Thatsächlich gehört heutzutage die Robinie zu unseren gewöhnlichen Zierbäumen und findet sich sogar hie und da an Waldrändern, weit entfernt von allen Gärten und Anlagen.

Mehrfach ist im Vorhergehenden der Maulbeerbaum erwähnt worden. Sicher fand er sich in Franken schon in den Prunkgärten des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts als vereinzelte Erscheinung [2]) und zwar in der Spe-

1) Siehe Schwappach, Forst- u. Jagdgeschichte etc. S. 435.

2) Siehe oben die archivalische Notiz aus dem Jahre 1604.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zies Morus nigra. Dümler sagt 1664 a. a. O. S. 228: „Der weisse Maulbeerbaum ist nunmehr auch (wie der schwarze) in Teutschland wohl bekannt weil desselben Blätter den Seidenwürmern zur Nahrung gebraucht werden“. Förmliche Pflanzungen aber von Maulbeerbäumen zum Zwecke der Seidenraupenzucht wurden in Bamberg erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts versucht. Man vergleiche dazu die Bemerkung Roppelts a. a. O. S. 46: „Auch Maulbeerbäume hat man an einigen Orten zu pflanzen angefangen, wovon aber zur Zeit (1801) noch kein recht glücklicher Fortgang sich hat zeigen wollen“. Die Versuche wurden aber doch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts wiederaufgenommen. Wenigstens erwähnt Jos. Heller in einer 1828 erschienenen Schrift über die Altenburg Maulbeerbäume an dem westlichen Abhang des Burgberges, „welche zum Behufe der Seidenwürmerzucht erst vor 2 Jahren gepflanzt worden sind“. Jetzt sind Maulbeerbäume in der ganzen Umgegend Bambergs nur noch in recht wenigen Exemplaren vertreten.

Neben diesen Zierbäumen, die man ohne besonderen Erfolg zu Nutzbäumen zu machen versuchte, hat uns das vorige Jahrhundert auch einen Waldbaum von hohem Nutzwert und zugleich eigentümlicher Schönheit gegeben. Dieser wertvolle Zuwachs unserer Forste und Schmuck unserer Anlagen ist die Lärche. Über diese jetzt allbekannte und beliebte Conifere sagt Schwappach a. a. O. S. 436: „Hiefür (nämlich für den Mangel an Nutzholz) sollte die Kultur einer in Deutschland ursprünglich nur in den Alpen und den schlesischen Gebirgen heimischen Holzart, der Lärche, helfen, welche in ihrer Heimat die Stelle des Eichenholzes vertritt und dort von jeher die gleiche Berücksichtigung genoss wie im Mittelgebirge und Flachland die Eiche. Im übrigen Deutschland war dieser Baum so unbekannt, dass man um 1700 zwei Exemplare desselben, die aus Holland geschickt worden waren, für Cedrus libanotica hielt und lange Zeit in Orangeriehäusern verpflegte. Carlowitz (in einer Schrift Sylvi-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

cultura oeconomica) empfiehlt bereits 1713 die Lärche, um 1730 wurden die ersten derselben in Blankenburg am Harz angepflanzt, 1746 baute Herr von Veltheim dieselbe in Harbke (bei Helmstädt, Braunschweig) in grösserem Mass an. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde die Kultur der Lärche in der Litteratur vielfach ventiliert und 1779 in Preussen durch eine besondere Verordnung empfohlen".

Hiezu mögen einige modifizierende und ergänzende Bemerkungen erlaubt sein: Camerarius 1588 kennt allerdings die Lärche nur als einen Baum der Alpen. Er bemerkt a. a. O. S. 84 nur: „Larix. Usitata arbor in multis alpibus. Est resini ferax". Aber schon um 1627 stand im botanischen Garten der Nürnberger Universität Altdorf eine Lärche, die mit besonderer Pietät gepflegt, oft beschrieben und abgebildet wurde. (S. Reess, Über die Pflege der Botanik in Franken etc. Erlangen 1884). Dümler handelt 1664 in einem eigenen Kapitel 1. Vom Lerchen- 2. Cedern- 3. Cypressbaum. Dort lesen wir S. 317 u. 318: „Der Lerchenbaum ist zwar ein frembdes Gewächs, welches zu den Harzbäumen gehöret; allein weil hie zu Land auch etliche, sonderlich im Nürnberger Wald S. Sebaldi bey Malmshof (Allmeshof 1 Stde. nördlich von Nürnberg) gefunden und hoch geachtet werden, habe ich dem Vatterland zu Ehren auch derselben gedenken, und deroselben kurtze Beschreibung auch hieher setzen wollen". Es folgt nun eine ganz annehmbare Beschreibung des Baumes, die mit den Worten schliesst: „wo man einen (sc. Lerchenbaum) in hiesigen Gärten findet, wird er hoch und wert gehalten".

So war also die Lärche schon bald nach dem dreissigjährigen Krieg in Franken nicht unbekannt. Speziell in Bamberg geht ihre Einführung wahrscheinlich wieder auf den ersten Schönbornschen Fürstbischof Lothar Franz zurück, der, wie wir mehrfach sahen, solchen Bestrebungen durchaus nicht fern stand. Allerdings glückte es mir bis jetzt nicht, einen direkten Beweis, etwa in einem Archivstücke,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu finden. Die Gründe für meine Annahme sind folgende: Eine Abteilung des Hauptsmoorwaldes trägt seit nicht bestimmbarer Zeit den Namen „Lärchenbaum“. Dort findet sich heute noch ein stattlicher Lärchenbestand. Der gedruckte offizielle Führer für die 6. Versammlung der deutschen Forstmänner zu Bamberg im September 1877 bemerkt S. 59 zu dieser Abteilung „Lärchenbaum“ im Hauptsmoor, der das Ziel einer gemeinschaftlichen Exkursion war: „In Abteilung Lärchenbaum 150jährige Lärchen mit Fohren und Buchen“. Ist diese Altersbestimmung richtig — und es wäre meinerseits anmassend an dem Urteil der Sachverständigen zu zweifeln —, so würde die Anpflanzung dieser Lärchen in die letzten Regierungsjahre des Fürstbischofs Lothar Franz (1693—1729) fallen und somit jenen von Schwappach erwähnten Anbauversuchen im Braunschweiger Harz zeitlich mindestens gleichstehen. Dabei erregt aber Bedenken, dass sämtliche Nachrichten, die ich über die Kultur der Lärche im Bambergischen auftreiben konnte, aus beträchtlich späterer Zeit stammen.

Die K. Staatsbibliothek dahier verwahrt ein Manuskript (Hdz. Karten 61, 1—11): „Geometrischer Atlass über die zum Kloster Langheim und Rittergut Giechkröttendorf gehörigen Waldungen, mit ihren Abteilungen, nach den im Jahr 1788 erstatteten Forstkommissionsgutachten aufgenommen 1789. Vorausgeschickt sind den Aufnahmen „allgemeine forstökonomische Anmerkungen“. In diesen nun findet sich die Notiz, „dass man Lärchenbäume gesät habe“.

In dem „Bambergischen Stadt- und Landkalender“ vom Jahre 1798 findet sich ein grösserer Aufsatz über „den Lerchenbaum“. Der erste Satz lautet: „Der Lerchenbaum (die Lerche, Schönbaum, Lerchentanne, Rothbaum, Lorchbaum, Leer- oder Löhrbaum) ist nebst der Weistanne unter den deutschen hohen Nadelhölzern der ansehnlichste und schönste“.

„Diejenigen, so wirkliche Versuche machen wollen“, werden verwiesen „auf die nur 2 Bogen starke Abhandlung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Hrn. Professors Höck: „Über die Erziehung des Lerchenbaums. Nürnberg 1797. 8vo“. Unter den Autoritäten für den grossen Nutzen der Lärche wird auch „Herr von Zanthier“ (1717—1778 Oberforstmeister im Stolbergischen Harz) angeführt.

Nur wird auffallender Weise nicht ein einziger Standort der Lärche im Bambergischen genannt, auch nicht der doch so naheliegende im Hauptsmoor.

Endlich bringt noch Roppelt 1801 (a. a. O. S. 46) die Notiz: „Auch hat man angefangen durch Besaamung der besten Waldplätze Lerchenbäume zu ziehen, deren Holz zu Verfertigung verschiedener Geschirre, Geräthe und Instrumente sehr dienlich ist“.

Aus all dem geht mit Bestimmtheit hervor, dass erst vor knapp einem Jahrhundert eine ausgebreitetere Kultur der Lärche im Gebiet des Hochstifts in Aufnahme kam. Jetzt trifft man sie allenthalben in Anlagen und Wäldern. Ihr frisches Hellgrün im ersten Frühling trägt nicht wenig zu dem reizenden Bilde des wiedererwachenden Waldlebens bei.

Konnten wir in dem Vorstehenden einige direkte historische Belege geben über verschiedene wohlbekannte und weitverbreitete Gestalten unserer heimischen Baumwelt bezüglich ihres Eindringens und ihrer Einbürgerung, so sind wir leider bei einer weit grösseren Anzahl ursprünglich fremder Zierpflanzen in unseren Fluren und Anlagen auf Analogieschlüsse, auf Altersschätzungen, sprachliche Anhaltspunkte, ja schliesslich nur auf Vermutungen angewiesen.

So ist wahrscheinlich, dass die orientalische Platane unserer Flora durch Lothar Franz v. Schönborn zugeführt wurde. Viele andere Zierden unserer Anlagen aber, die amerikanische Platane (Platanus occidentalis), die amerikanischen Ahornarten, zwei Lindenarten, Tilia Americana und argentea, die Weisserle, Alnus incana, aus Skandinavien haben wir erst in diesem Jahrhundert überkommen, daneben noch edle Nadelhölzer wie die Weymouthskiefer, die Douglasfichte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Normannstanne. Nehmen wir dazu noch den Tulpenbaum, die Bignonie, die Magnolie, werfen wir einen Blick auf die verwirrende Menge neuer Ziersträucher, auf das unübersehbare Heer fremder Feld- und Gartenblumen, so werden wir uns so recht bewusst werden, wie entschieden diese buntfarbigen Eindringlinge unser Vegetationsbild und damit das ganze Gepräge unserer Landschaft beeinflusst haben und fortwährend noch neue Züge hinzufügen.

Am Schlusse unserer Erörterungen über die Faktoren, denen wir die historische Entwicklung und wechselnde Gestaltung unseres Landschaftsbildes zuzuschreiben haben, sei noch auf eines hingewiesen: Die feine Zusammenstimmung der landschaftlichen Umgebung mit den Heimstätten der Bewohner, die Belebung des landschaftlichen Untergrundes und Hintergrundes durch die Werke und Bauten von Menschenhand. Anmutig schmiegen sich die Dörfer des Ostgebiets in ihre frischgrünen, reichbewässerten Jurabuchten. Der winkende Kirchturm, die weissleuchtenden Häuser, die roten Ziegeldächer im tiefen Grunde geben das, was man ein anheimelndes, stimmungsvolles Bild nennt. Wie entsprechend der dürftigen Jurahochfläche erscheinen daselbst die ärmlichen trübseligen Dörfer! Die grossen, stattlich gebauten Orte der Mainebene, die einfachen Dörfchen des Westgebiets bestimmen und modifizieren in ganz entschiedener Weise das Bild ihrer Umgebung.

Und wer möchte vollends die uralten Wahrzeichen des Bamberger Lands vermissen: Die Altenburg mit ihrer tausendjährigen Geschichte und ihr Gegenüber, die Giechburg mit der benachbarten zierlichen Felsenkapelle? Wem wäre das hochgetürmte Banz, das prunkvolle Vierzehnheiligen nicht unzertrennlich vom Bilde des oberen Mainthals?

Und wenden wir uns zum Mittelpunkt des Gebietes, zur Hauptstadt Bamberg selbst, wäre es nicht eine besondere

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lohnende Aufgabe, den Wandlungen nachzugehen, die im Laufe von neun Jahrhunderten das topographisch-architektonische Bild der Stadt erfahren hat? Der alte Reiz ist der schönen Frankenstadt bewahrt geblieben bis auf den heutigen Tag, aber es soll nicht verschwiegen werden, dass in neuester Zeit die Fabrikanlagen und Kasernenbauten im Norden und Osten der Stadt, wie auch viele rein praktischen Zwecken dienende Privatneubauten mit plumpen Formen und hässlichen gelben und rothen Flecken den anmutenden Grundton der Landschaft bedauerlich gestört haben.

Indem wir dem historischen Werden unseres Landschaftsbildes zu folgen versuchten, ist uns so recht die ganze Fülle und Manchfaltigkeit, die unzerstörbare Anmut und Frische der Natur unseres Heimatgebietes lebendig geworden. Bescheidene Beiträge zur Förderung der Heimatskunde und damit zur Erweckung und Festigung der Heimatsliebe geliefert zu haben, wäre dem Verfasser Lohnes genug.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf